

Handwritten text on a white label, possibly including a number or name.



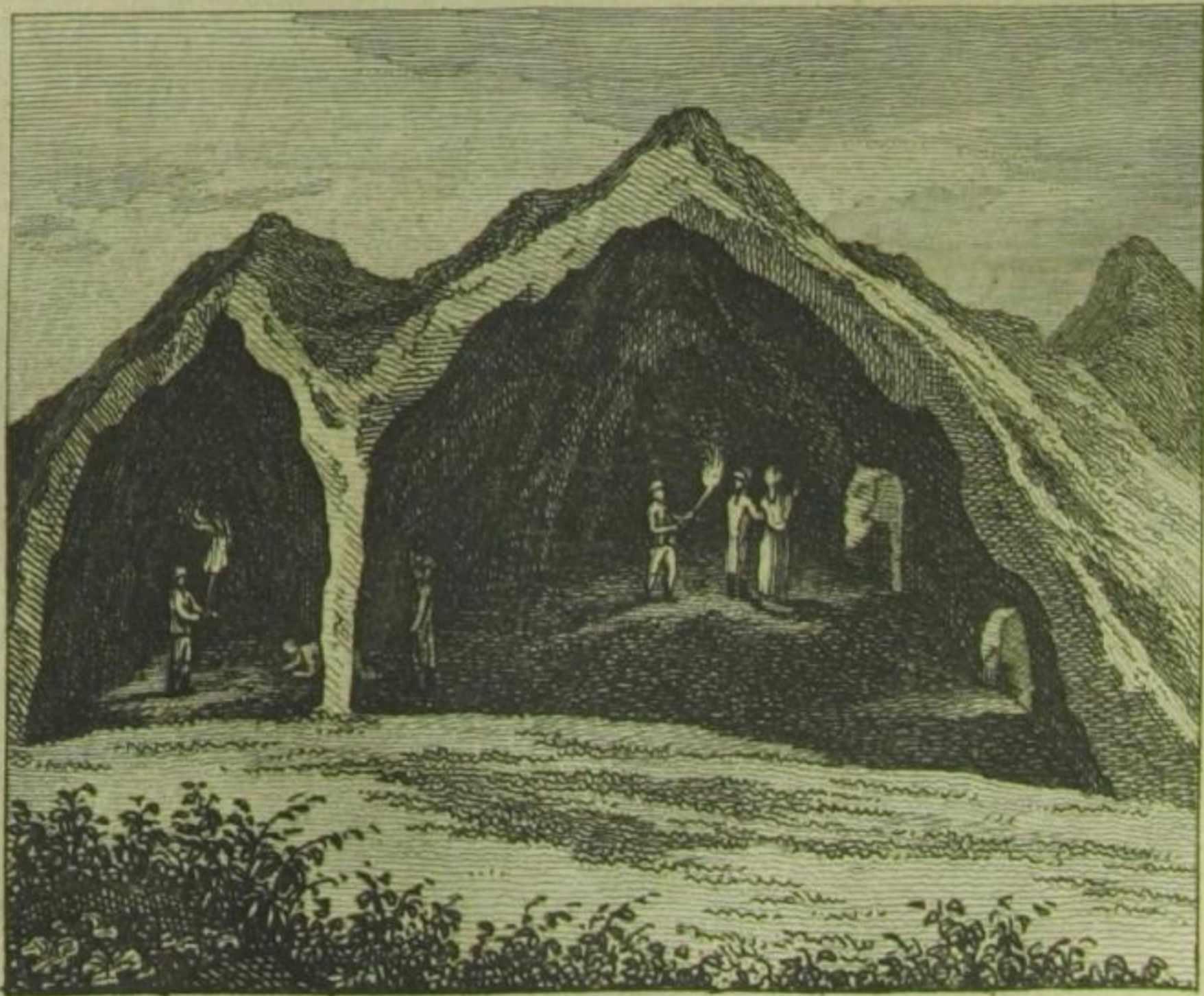
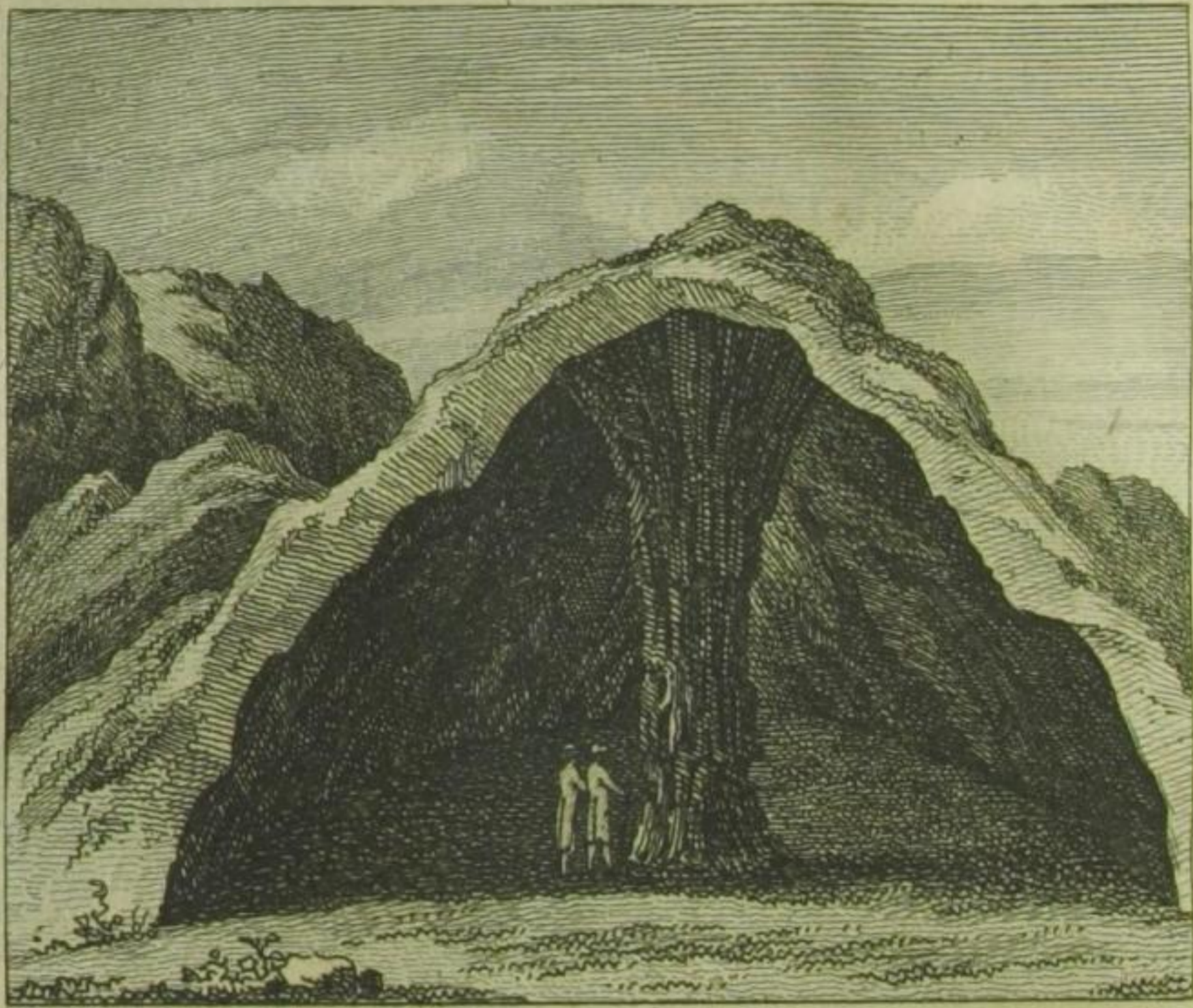
Small handwritten mark or number.

1549

N^o 2087

bezahlt ein wöchentliches Lesegeld
von *Ngr* 4 *Pfg* und jeder Le-
ser hat die Bücher reinlich zu hal-
ten und für durch ihn beschmutzte,
verdorbene oder beschädigte Bücher
Schaden-Ersatz zu leisten.

Freude'sche Bibliothek.



Neuer
Kinderfreund

von

Engelhardt und Merkel.

VIII. Bändchen.



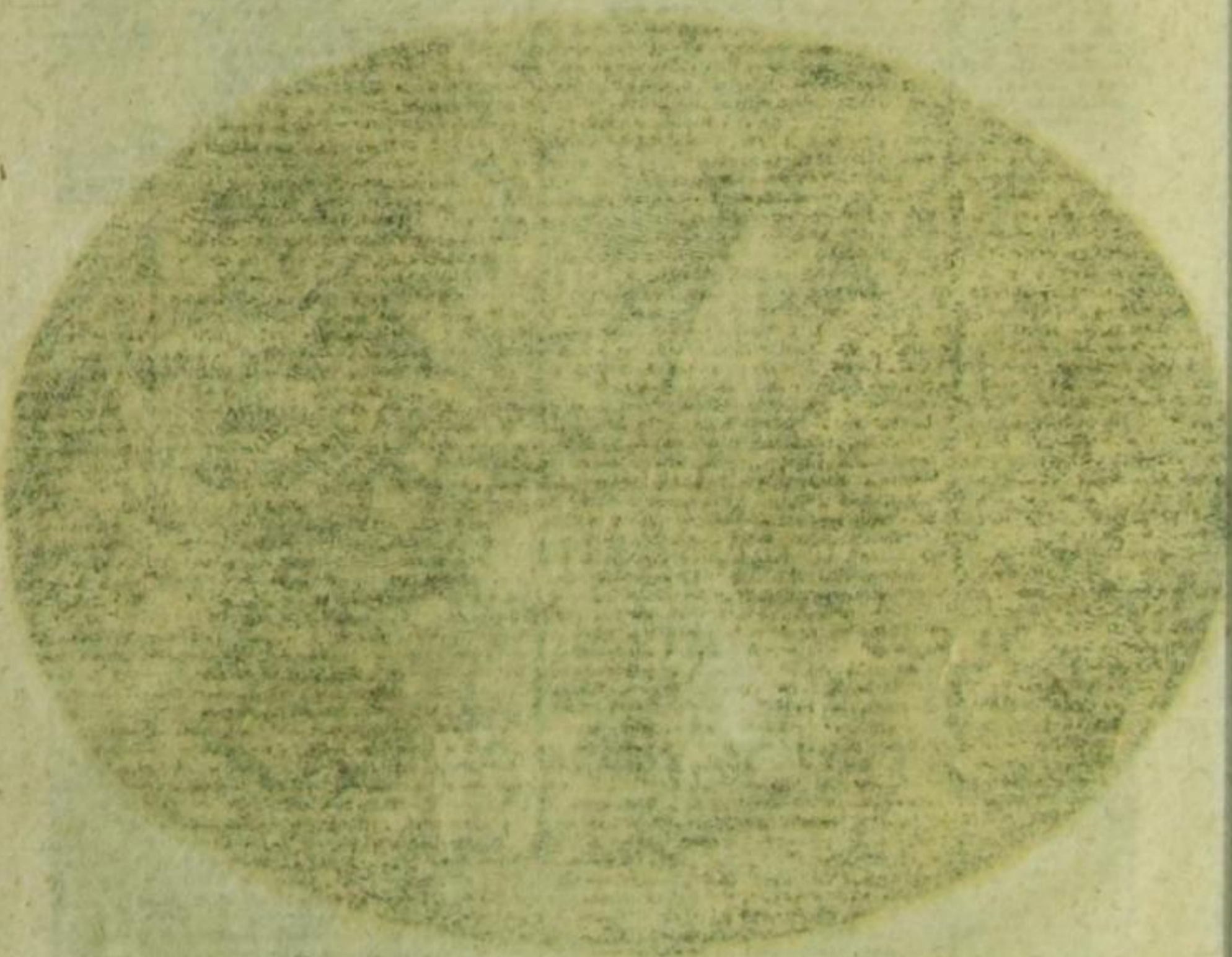
Leipzig,
bei Barth, 1796.

1795

RECHENKUNDE

von
Johann Samuel Büchel

Leipzig



1795

1795

Dem
Herrn von der Neck,
gräflich Schaumburg = Lippischen
Seminaristen = Aufseher zu
Bückeburg

hochachtungsvoll gewidmet

von

den Verfassern.

DEUTSCHEN VON DER

STÄDTISCHEN BIBLIOTHEK

IN DRESDEN

1810

VERLAG VON

1810

DEUTSCHEN VON DER

Am verwichenen Strizelmarkte — ein Markt, auf den sich die Dresdner Kinder immer sehr freuen, weil er der Vorbote von dem lieben Weihnachten ist, und welchen daher auch meine Kinder immer lange vorher ausrechnen — besuchte mich ein Bürger aus einer benachbarten kleinen Stadt, der über gewisse Angelegenheiten mit mir zu sprechen hatte. Seine beiden Knaben begleiteten ihn, ein paar iunge Menschen, die sich auf eine äußerst sonderbare Art betrogen. Ich will sie Euch schildern, und es sollte mich freuen, wenn keines unter Euch bei ihrer Schilderung einen Spiegel vor sich zu haben glaubte, und sich selbst sagen müßte: Gerade so bin ich — gerade so mache ich's. Wäre aber das der Fall, fände eines von Euch, meine iungen Leser und Leserinnen, sich ganz oder

N. Kinderfr. 8. B. Nr zum

zum Theil in dem Bilde eines dieser Knaben wieder, so wünschte ich wenigstens, daß folgendes Gespräch mit meinen Kindern, welches jene durch ihre Aufführung veranlaßten, auch von Euch beherzigt, und befolgt werden möchte; wünschte, daß alle unter Euch, die ähnliche Fehler haben, bald, recht bald, sich bessern, und die, welche frei davon sind, sich durch diese Erzählung ermuntern lassen möchten, sich frei davon zu erhalten.

Der jüngere Knabe, etwa zehn Jahre alt, war so blöde, wie ich vorher fast noch nie einen Menschen sah. Als die Thüre geöffnet wurde, bemerkten wir zwar sechs Füße, aber nur zween Körper, denn der dritte Körper, dem die übrigen zween Füße angehörten, war unsichtbar. Der eine Knabe gieng nämlich so gedrängt und dicht hinter seinem Vater her, der ohnehin etwas dick war, daß man ihn schlechterdings nicht sehen konnte. Nur aus den zween Füßen, mit denen er dem Vater im eigentlichen Sinne des Wortes auf dem Fusse nachfolgte, ließ sich vermuthen, es müsse doch noch Jemand da seyn, dem die Füße gehörten. Zugleich zeigte die beständige Bewegung des Vaters, die er mit dem

dem

dem linken Arme machte, daß etwas hinter ihm vorgehen müsse. Nachher bemerkten wir, daß diese Bewegung dem Knaben gegolten haben möge, der sich sogar an des Vaters Rockschos fest anhielt, um die gerade Richtung nicht zu verlieren, sondern durch den Vater, gleichsam wie durch einen Schild, vor dem Anblicke jedes fremden Gesichts gedeckt zu seyn.

So wenig dieser Knabe bemerkt seyn wollte, so ruhig er sich verhielt, so viel Aufsehen machte sein ihm ganz unähnlicher Bruder, von etwa zwölf Jahren. Noch vor dem Vater war dieser in der Stube, stand schon auf der Schwelle, ehe er den Hut abzog, und setzte sich, nachdem er kaum einen guten Morgen geboten hatte, sogleich auf den nächsten Stuhl, stemmte sich mit dem einen Arme auf den danebenstehenden Tisch auf, und fieng an, mit den Füßen hin und her zu schaukeln, oder, wie man sagt, zu baumeln.

Der Vater, welcher Verstand genug besaß, um die Unarten seiner Kinder zu bemerken und zu mißbilligen, war in großer Verlegenheit, entschuldigte sich, daß er die Knaben

ben

ben mitgebracht habe, damit, weil er sie unmöglich im Gasthose habe allein lassen können, und bat mich zugleich wegen ihrer fehlerhaften Aufführung um Verzeihung. Dabei zog er den jüngern mit Gewalt hinter dem Rocke vor, und nöthigte ihn dadurch, uns wenigstens einmal sein Gesicht zu zeigen; dem ältern winkte er, aufzustehen, welches dieser auch that, sich aber dafür nun mit dem Rücken so an den Tisch anlegte, daß er ihn fortschob, umwarf, und in Gefahr kam, selbst zu fallen.

Meine Kinder, denen so etwas noch nie vorgekommen war, besonders Franz und Elise, mußten sich, wie ich bemerkte, alle Gewalt anthun, um nicht, gleich beim Eintritt der Knaben, laut aufzulachen. Um ihr Lachen zu verbergen, fehrten sie sich gegen das Fenster, guckten aber alle Minuten sich um, um die Gegenstände ihres Gelächters vom neuen zu betrachten. Ein paar ernsthaftes Blicke von mir bewirkten zwar, daß sie ein wenig an sich hielten, als aber der ältere sich beinahe die Länge hin in die Stube gelegt hätte, konnten sie den Ausbruch ihres Lachens kaum mehr verhindern. Ich hielt es also

also

also fürs beste, um des Vaters Verlegenheit nicht zu vergrößern, ihnen einen Wink zu geben, daß sie sich aus meiner Stube entfernen möchten. Es war mir höchst unangenehm, daß ich ihr schallendes Gelächter, welches sie vor der Thüre aufschlugen, in der Stube deutlich hörte. Der Vater der Knaben, der eben in einer Erzählung begriffen war, wurde dadurch so außer Fassung gebracht, daß es eine kleine Weile dauerte, ehe er sein Gespräch wieder anknüpfen konnte.

Nachdem wir unsre Geschäfte abgemacht hatten, empfahl sich der gute Mann, bat nochmals um Verzeihung wegen der Unartigkeit seiner Kinder, konnte es aber nicht verhindern, daß sie auch beim Abschiede ihre unartigen Rollen spielten. Der ältere setzte nämlich den Hut noch in der Stube auf, und von dem jüngern bekam ich beim Abschiede das Gesicht eben so wenig zu sehen, als bei der Ankunft, er faßte des Vaters Rock, wie ein Blinder den Rock seines Führers, und erst auf der Gasse gieng er wieder neben dem Vater her, da er bis dahin immer dicht hinter ihm hergeschlichen war.

Gern

Gern hätte ich meinen Kindern gleich auf frischer That über ihr Betragen einen Beweis gegeben, allein meine Geschäfte rufen mich auf die Kanzlei und so mußte ich es denn bis auf eine andre Gelegenheit versparen, welche mir die Kinder selbst bald gegaugaben.

Ich hatte zu Mittage nicht zu Hause gespeißt, war Nachmittags gleich wieder auf meine Kanzlei gegangen, die Kinder warteten daher gegen Abend desto sehnlicher auf mich, und kaum war ich in die Stube getreten, als mir Elise entgegen kam und unter einem hellen Gelächter die Worte herauskickerete: „Waren das nicht ein paar rechte narische Menschen, lieber Vater, die uns heute früh besuchten?“ — „Ich habe recht lachen müssen,“ sagte Gustav; „ich kann sie gar nicht wieder vergessen“ kickerete Franz heraus, setzte sich auf einen Stuhl und baumelte mit den Füßen, um die andern recht lebhaft zu erinnern. Eduard erzählte, er habe das Tischbein wieder eingeleimt, das der unartige Mensch beinahe zerbrochen habe, und Agnese meinte, es sey doch ein Elend mit Leuten umzugehen, die gar keine Lebensart hätten.

Ich. Warum giebst Du aber den Knaben Schuld, daß sie keine Lebensart hätten, Agnese?

Agnese. Je nun, weil der eine den Hut in der Stube aufbehielt, und der andre sich gar nicht sehen ließ.

Ich. Und nun denke Dir einmal, es wäre diesen Knaben nie gesagt worden, daß die, bei uns angenommenen, Regeln des Umganges es erforderten, den Hut in der Stube abzunehmen und beim Eintritt in eine Stube sich nicht hinter einen andern zu verstecken — wären sie dann noch zu tadeln, daß sie so und nicht anders sich aufführten?

Agnese. Nein! dann wären sie freilich zu entschuldigen.

Ich. Wenn'aber Dir von Jugend auf bei vielen Gelegenheiten gesagt worden wäre, es sey beleidigend, über andre Leute zu lachen, wenn sie auch etwas Lächerliches an sich haben sollten, und Du lachtest doch, wie dann?

Agnese. Da wäre ich freilich strafbar, lieber Vater, und bin es, weil ich heutz auch
ge-

gelacht habe; aber Sie müssen doch gestehen, es war schwer, das Lachen zu lassen.

Ich. Ich gebe Dir das zu, Agnese, und will Dir und Deinem Geschwister auch eben keine lange Strafpredigt darüber halten, Euch aber nur nochmals warnen, ia auf Eurer Hut zu seyn, und andre nicht durch Lachen und Spott über sie zu kränken. Hättet Ihr heute früh gesehen, wie tief es den Vater der Knaben schmerzte, als er Euer Gelächter, das Ihr vor der Thür aufschluget, in der Stube schallen hörte, Ihr hättet Euch geschämt, und den Mann um Verzeihung gebeten. Ueber Menschen, welche an ihrem Körper etwas Auffallendes haben, zu lachen, verräth viel Albernheit, denn iene Menschen sind ia daran nicht Schuld, und der Spott darüber muß sie also doppelt kränken. Andre Menschen, worunter die Knaben gehörten, fallen durch ihr Betragen auf, und reizen zuweilen zum Lachen; aber auch da ist's nöthig, sich zu gebieten, daß man nicht spottete und lache. Um aber wieder auf unsern heutigen Besuch zu kommen, der Euch so viel Stoff zum Lachen gegeben hat, so muß ich Euch sagen, daß ich die iungen Leute viel-

mehr

mehr bedauert habe, und recht sehr wünsche, daß sie durch irgend eine Gelegenheit noch dahin gebracht werden mögen, ihre Fehler abzulegen. Was meint Ihr wohl, warum ich sie für bedauernswerth halte?

Gustav. Der Blöde ist doch wohl deswegen zu bedauern, weil er gewis nicht wenig in Angst seyn mochte, da ihn der Vater mit zu uns nahm, und er also fremden Leuten unters Gesicht kommen sollte.

Agnese. Und ich bedaure den Unartigen, weil kein Mensch mit ihm gern wird umgehen wollen.

Ich. Das war es, wo ich hinaus wollte. Seht Kinder. Ihr habt heute ein Paar Menschen kennen lernen, welche für die menschliche Gesellschaft gar nicht taugen, wenn sie nicht beide sich noch ganz ändern. Ich meine nämlich die Gesellschaft von tugendhaften, guten, und zugleich gesitteten Menschen. Denn freilich ist es gewis, daß auch der Größte und Unartigste doch seine Gesellschafter findet, die ihn gern unter sich aufnehmen, ihm seine Grobheiten und Unarten verzeihen, ihn wohl gar deswegen lieb gewinnen, da sie ihm gleich sind, und theils
seine

seine Unart nicht fühlen, theils wegen ihrer Grobheiten gleichsam Gegenrechnung mit ihm halten. Aber von der Gesellschaft und dem Umgange vernünftiger, guter, und dabei gesitteter Menschen, ist ein solcher, dem ähnliche Gewohnheiten ankleben, wie dem einen Knaben, ausgeschlossen. Ein anderer, der blöde ist, wie der jüngere war, schließt sich, auch, wenn er übrigens ein guter und vernünftiger Mensch ist, vermöge seines Fehlers, von selbst aus. Wie viel aber derienige verliert, der fern vom Umgange mit andern Vernünftigen lebt, das habe ich Euch öfters zu beweisen gesucht, und habe mir daher Mühe gegeben, Euch Euern Umgang unter einander, mit mir, Eurer Mutter, Euerm Lehrer, unsern Freunden, und Euren Gespielen, angenehm und nützlich zugleich zu machen. Ich hoffe also, Ihr werdet auch bei reiferen Jahren die Freuden des geselligen Umgangs schmecken, und nicht Einsiedler werden, oder solche Menschen, die in dem Umgange mit Andern keine Freude finden, und auch keine geben können.

Gustav. Ja Sie haben uns gesagt, lieber Vater, daß Umgang mit guten Menschen

schen

sehen die beste Erholung von Geschäften sey.

Agnese. Und daß wir von den Personen, mit denen wir umgehen, immer auch etwas lernen könnten.

Ich. Trift uns Leiden, so wird uns dasselbe durch den Umgang mit andern guten Menschen erleichtert, und manche Freude genießt der Mensch nur halb, wenn er sie nicht mit andern genießt. Mancher erwarb sich im geselligen Umgange Freunde, welche das Glück seines Lebens beförderten. Kurz — es giebt sehr viel Gutes in der Welt, das wir dem Umgange mit andern verdanken. Und alles das muß denn der Mensch entbehren, der sich in seinem Aeußern etwas angewöhnt, wodurch er unausstehlich wird, oder wenn er selbst sich von andern zurückzieht durch zu große Schüchternheit und Blödigkeit. Ich rathe es Euch daher recht sehr an, gebt auf Euch Achtung, und sucht Alles zu vermeiden, wodurch Ihr in die beiden Fehler der Unverschämtheit und Grobheit, oder der allzugroßen Blödigkeit, verfallen, und für den Umgang mit Menschen unbrauchbar werden könnt.

Eben

Eben trat Herr Walther herein, fragte Franzen, ob er denn nun endlich aufgehört habe zu lachen? und erzählte mir, es habe sehr schwer gehalten, in den Lehrstunden Franzen zur gehörigen Aufmerksamkeit zu bringen, er sey immer sehr zerstreut gewesen. Ich vermuthete gleich die Ursache, konnte mir es leicht denken, daß die zu lebhaft und öftere Vorstellung der sonderbaren Knaben Franzens Einbildungskraft beschäftigt haben möchte, und fragte Herrn Walther, ob Franz ihm nicht gesagt hätte, woraus seine heutige Zerstreung entstanden wäre? Herr Walther sagte mir denn, daß er es von Franzen gehört habe, und fügte hinzu, er wüßte recht sehr, die Kinder, besonders die Knaben, möchten ja an dem Beispiele des Unartigen und Blöden lernen, diese Fehler zu vermeiden. Denn das könnt Ihr glauben, fuhr er in seinem guten, treuherzigen Tone fort, daß Ihr sonst nie in der Welt fortkommen, nie Euch die Menschen zu Freunden machen werdet, wenn Ihr zu unverschämt oder zu schüchtern seyd. Ich hatte unter meinen Bekannten zween iunge Männer, denen diese Fehler eigen waren, und beide mach-

ten

ten kein Glück, ob sie gleich Kenntnisse besaßen, und sonst sehr gute Menschen waren. Mit aller Mühe konnten sie die Fehler, die man bei ihrer Erziehung begangen hatte, und wodurch der eine menschenscheu, der andre vorlaut und oft unverschämt wurde, nicht ausrotten. So oft z. B. der Blöde in eine Gesellschaft kam, so war er verlegen, stumm, und wußte nicht, was er mit sich selbst, geschweige was er mit den andern Anwesenden, anfangen sollte.

Gustav. Ich sollte aber glauben, wenn er es sich recht vorgesezt hätte, so oft er in Gesellschaft gieng: du willst dich vor Niemanden fürchten, so müßte er beherzter geworden seyn.

Walther. Gerade das Gegentheil erfolgte bei ihm, weil der Fehler schon zu tief eingewurzelt war. So mochte er es sich zehnumal vornehmen, sich nicht zu scheuen, sein Vorsatz half nichts. Schon der Gedanke, daß er sehr menschenscheu sey, die Erinnerung an die Fehler, die er hie und da aus Blödigkeit begangen hatte, drückten ihn, vereitelten seine guten Vorsätze, und machten, daß er verkannt wurde. Denn Ihr könnt

N. Kinderfr. 8. B.

S S

leicht

leicht glauben, und es liegt in der Natur der Sache, daß ein Mensch, der vor Blödigkeit nicht spricht, auch leicht für einen Dummkopf gehalten werden kann. Es giebt freilich oft gar sehr gescheute Männer, welche auch wenig sprechen, und doch geachtet sind, weil das Wenige, was sie sagen, gut ist, und von Verstande zeigt. Aber deswegen hält man doch im Allgemeinen nicht allezeit den für einen gescheuten Mann, der wenig oder gar nicht spricht, sondern glaubt gewöhnlich, er wisse nichts zu sprechen. So geräth der Blöde freilich in Gefahr, für das Gegenheil des gescheuten Mannes, für albern und unwissend, gehalten zu werden. Oft bestätigt er auch dieses Urtheil, denn wenn er zum Sprechen genöthigt wird, so hindert ihn die Blödigkeit und Angst daran, gut zu antworten, und er giebt also dadurch Gelegenheit, daß man ein ungünstiges Urtheil von seinem Verstande fällt.

Agnese. Da ist doch so ein Mensch in der That recht zu bedauern.

Walther. Ja wohl ist er das. Erstlich preßt ihm seine Menschenfurcht Angst aus, und läßt ihn im Umgange mit andern
feine

keine Freude finden. Sodann muß es ihm ia nicht wenig kränken und ihm leid thun, wenn er sieht, daß er für weit weniger gehalten wird, als er ist. Er geräth dadurch oft in Gefahr, solchen Personen, welche ihm an Kenntnissen und guten Eigenschaften nachsehen, sich aber hervorthun können, nachgesetzt zu werden, und das kann ihm auf mancherlei Weise schaden. So habe ich auf der Universität einen der geschicktesten Klavierspieler gekannt, der seine Freunde oft ganze Abende mit seinem Spiele unterhielt und entzückte, dabei aber so blöde und schüchtern war, daß er seine Geschicklichkeit vor Fremden nicht zeigen konnte, und Niemand in ihm den suchte, der er war. Nun kann es freilich Manchem ganz gleichgültig seyn, ob andre wissen, daß er ein Klavierspieler sey oder nicht? aber meinem Freunde konnte es in so fern nicht gleichgültig seyn, weil er arm war, und als Student sich gern durch Unterricht auf diesem Instrumente einen Beitrag zu seinem Unterhalte erworben hätte. Seine Blödigkeit machte indessen, daß er sich nur vor Freunden hören ließ, die seinen Unterricht nicht brauchten, und da, wo ihm seine

Kenntnisse nutzen konnten, sie nicht zeigte.
 Einst wurde er von einem Professor, der sein
 weitläufiger Verwandter war, zu Tische ge-
 beten; noch einige andre Studenten machten
 die Gesellschaft aus. Nach Tische trat der
 eine, der nichts weniger als Meister auf dem
 Klaviere war, hin, und spielte ein paar aus-
 wendig gelernte Stückchen her. Der Pro-
 fessor suchte eben einen Klavierlehrmeister für
 seine Kinder, war nicht gerade ein großer Ken-
 ner dieses Instruments, und übergab dem
 vorlauten Spieler seine Familie zum Unter-
 richt, der sie auch annahm. Mein Freund
 hatte dabei gestanden, hatte an dem Spiele
 des andern manchen Fehler entdeckt, und
 konnte sich es nicht verheelen, daß er un-
 gleich besser spiele, aber hinzutreten und sich
 zu zeigen, das war er nicht vermögend, da
 er sonst gewis leicht den Sieg davon getragen
 haben würde. Er kam Abends zu mir, klag-
 te es mir mit Thränen, daß seine Schüch-
 ternheit ihm wieder einen schlimmen Streich
 gespielt, ihn um eine monatliche Einnahme
 von einigen Thalern gebracht habe. Ich lies
 mir den Verlauf der Sache erzählen, gieng
 den Tag drauf zum Professor und stellte ihm
 vor,

vor, daß er einen ungleich geschicktern Lehrer an seinem Better bekommen haben würde. Allein der Mann war nicht zu einer augenblicklichen Uenderung zu bewegen, da er schon sein Wort gegeben hatte, und mein Freund büßte also diese Gelegenheit, seine Umstände zu bessern, ganz ein.

Ich. Gewis ist es jedem iungen Menschen, der in der Welt fortkommen will, recht sehr zu rathen, daß er sich nicht zu blöde gewöhne. Nach der iezigen Einrichtung, der wir uns Alle unterwerfen müssen, muß z. B. derienige, der ein Amt sucht, darum anhalten, d. h. bei denen, welche das Amt zu besetzen haben, darum bitten. So wenig nun der Unverschämte, der von seinen Kenntnissen zu viel Wesens macht, gewöhnlich seinen Zweck erreicht, so wird doch auch der Blöde, der gar nicht fähig ist, seine Kenntnisse auf irgend eine erlaubte Art zu zeigen, noch weniger etwas erhalten, sondern gemeiniglich das Schicksal haben, das Herrn Walters Freund traf; er wird verkannt, unbenutzt, vielleicht Zeitlebens unversorgt bleiben, und oft den weniger Geschickten sich vorgezogen sehen. Du, Gustav, willst studieren,

ren, um einst ein gelehrtes Amt zu erhalten. Bist Du nun nicht im Stande, mit den Männern, mit denen Du einst in Verbindung kommen wirst, zu sprechen, ihnen Deine Kenntnisse auf eine bescheidene Art zu zeigen, so geräthst Du in Gefahr, verkannt zu werden. Ist ein Amt erledigt, auf das Du Ansprüche machen könntest, so wirst Du entweder, wenn Du zu blöde bist, aus Blödigkeit es gar versäumen, Dich zu melden, oder wenn Du Dich meldest, aus Blödigkeit Dich so zeigen, daß man nicht siehet, was in Dir steckt, oder, wenn zu dem Amte eine gewisse Dreistigkeit gehört, wird man es Dir als einem Schüchternen nicht anvertrauen. So wird leicht ein anderer Dir vorgezogen werden, der vielleicht nicht halb so geschickt ist, als Du, dabei aber die Gabe hat, mit Menschen gut umzugehen und seine Geschicklichkeit auf eine gute Art an den Tag zu legen. Du, Eduard, willst einmal ein Künstler werden, Du erwartest also freilich nicht von andern eine Versorgung, sondern kannst, wenn Du gute Arbeiten in Deiner Kunst lieferst, Dich gleichsam selbst versorgen, aber ohne anderer Menschen Beistand kommst Du darum auch nicht

nicht fort. Besuchet man Dich in Deiner Werkstatt und Du kannst nicht mit den Leuten sprechen, nicht ihnen sagen, worinne Du glaubst, daß Deine Arbeit sich auszeichne, u. s. w. so wird man Dich ungern besuchen, und ein andrer, der, wie man sich ausdrückt, mehr Mundwerk hat, d. h. mehr mit den Leuten spricht, wird mehr Arbeit haben, selöst wenn er vielleicht nicht so gute Arbeit liefern sollte, als Du. Du Franz willst Soldat werden und da wird denn nun wohl die Blödigkeit nicht das seyn, was Du Dir wirst zu Schulden kommen lassen, vielleicht wirst Du Dich viel mehr davor hüten müssen, zu vorlaut zu werden, und Dir dadurch Ungelegenheiten zuzuziehen. Dein Wunsch, Heinrich, ist es, die Kaufmannschaft zu lernen, und da mußt Du vorzüglich auch mit den Leuten sprechen können. Ein Kaufmann, der nicht bloß Krämer ist, und Jahr aus Jahr ein in seinem Laden steht, sondern grose Geschäfte macht, Messen bezieht, mit andern Kaufleuten, mit Fabrikanten, mit Juden und Christen, und mit Personen jedes Standes zu thun hat, den muß besonders keine Menschenfurcht plagen, sondern er muß mit Jedem sprechen und — Niemanden scheuen.

Elise. Nun, lieber Vater, und wir Mädchen?

Ich. O, ich dünkte, Du hättest grade Mundwerk genug — Blödigkeit ist Dein Fehler eben nicht, Du bist eher oft ein wenig naseweis, Agnese ist zurückhaltender, und das schickt sich auch für Mädchen besser. Ein eben nicht dumdblödes, aber doch etwas schüchternes, zurückhaltendes Betragen wird an Mädchen mit Recht mehr gelobt als getadelt, und verträgt sich auch mit den häuslichen Geschäften, welche Frauenzimmer zu besorgen haben, recht gut. Aber Männer, die in Aemtern stehen, und Handel und Wandel treiben, diese müssen beherzt, ohne Menschenfurcht, und nichts weniger, als blöde und schüchtern seyn.

Walther. Wem Blödigkeit und Schüchternheit besonders schadet, das sind unter andern auch solche Personen, welche Untergebene haben, für deren gute Aufführung sie machen sollen. Sind Vorgesetzte Menschenheuen, so entstehen daraus gewöhnlich eine Menge Unordnungen und Uebel. Ich erinnere mich noch sehr wohl aus meinen Schuljahren, daß der eine unsrer Lehrer ein sehr schüch-

schüchterner, blöder, obgleich übrigens ein
 sehr rechtschaffener, und dabei auch gelehr-
 ter Mann war, der sich gewiß alle Mühe
 gab, uns Kenntnisse und gute Sitten beizu-
 bringen und nicht nur Gelehrte, sondern auch
 gute Menschen, aus uns zu ziehen. Wie es
 denn nun aber unter einem Haufen Schüler
 immer welche giebt, die theils aus Leichtsin-
 nigkeit, theils auch wohl mit Vorsatz und aus Bos-
 heit, Thorheiten und dumme Streiche bege-
 hen, so gieng es auch auf unsrer Schule.
 Wäre der Lehrer ein Mann ohne Menschen-
 furcht gewesen, so würde freilich mancher
 dieser dummen Streiche unterblieben seyn,
 Allein die Schüler kannten einmal seine
 schwache Seite und — benutzten sie leider!
 nur zu sehr, welches freilich unrecht, aber
 von leichtsinnigen jungen Menschen nicht un-
 erwartet war. Grosentheils giengen nun
 diese Fehler ungerochen hinaus, der Lehrer
 scheute sich, sie zu erwähnen, und zu bestra-
 fen, übergieng sie mit Stillschweigen und
 gab dadurch, wie Ihr leicht denken könnt,
 Veranlassung zu mehreren. Wurde denn nun
 aber ia zuweilen etwas begangen, das zu
 sehr auffiel, und wobei er durchaus nicht
 schwei-

Schweigen konnte, sondern strafen mußte, so sahe man ihm die Verlegenheit deutlich an, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, und er machte geschwind, daß er davon loskam und seine Ermahnungen und Strafen ließen daher wenig Eindruck in den Herzen seiner Schüler zurück.

Ich. Nicht nur für Vorgesetzte, sondern für Jedermann ist Blödigkeit auch dann eine sehr unangenehme und nachtheilige Sache, wenn z. B. die Unschuld vertheidigt werden soll. Ich besinne mich dabei auf eine Geschichte, und gewis hat es schon oft mehrere dergleichen Fälle gegeben. In dem Hause eines hiesigen Rathes dienten zwei Bediente, von denen der eine ein sehr schlechter und unverschämter, der andre ein sehr guter, aber äußerst schüchterner Mensch war. Man bemerkte in dem Hause zuweilen, daß dieses und jenes kleine Hausgeräthe wegkam, daß der Holzboden immer zu zeitig leer wurde, daß von Speisen, welche stehen blieben, immer manches fehlte. Herr und Frau gaben auf ihre Leute Achtung; allein der eigentliche Entwender, iener schlechte Bediente, wußte seine Diebstähle so fein und unmerklich einzurichten.

richten, daß man ihn nicht erwischte. Eines Abends, als eben Gäste da sind, entwendet er auch einen silbernen Löffel. Die Frau vom Hause entdeckt beim Nachzählen, daß er fehle; die Bedienten bestehen darauf, er könne nicht da gewesen seyn. Den folgenden Morgen findet der blöde Bediente ihn zufälligerweise unter den Sachen seines Kameraden und will sich ein Herz fassen, zur Herrschaft gehen, und die Wahrheit anzeigen, zaudert aber damit lange. Darüber kömmt die Frau des Hauses, sieht den entwendeten Löffel; der Blöde geräth in Angst, da er doch gar nicht Ursache gehabt hätte, ängstlich zu werden, sucht ihn zu verstecken, und macht sich dadurch nur verdächtig. Der Herr des Hauses kömmt auch dazu, der arme Mensch will sich vertheidigen, die Vertheidigung mißlingt, man hält ihn, freilich unschuldigerweise, für den, der immer bisher entwendet habe. Da nun vollends der andre unverschämte Bediente auch gegen ihn auftrat, machte er den armen Schelm so verwirrt, daß er kein Wort mehr zu seiner Vertheidigung aufbringen konnte. Die Folge war also, daß er seinen Dienst verlor, und eine Zeitlang für einen schlechten

Meno

Menschen gehalten wurde, bis ein späterer Vorfall seine Unschuld bewies.

Agnese. Der arme Mensch! wie muß es ihm schmerzlich gewesen seyn, einen solchen schändlichen Verdacht auf sich sitzen zu lassen.

Franz. Nun ich hätte mich gewiß rechtfertigen wollen.

Ich. Du glaubst nicht, lieber Franz, was Menschenscheu und Blödigkeit über den Menschen vermögen, wie sie so ganz ihn gleichsam gefangen nehmen, seine Zunge nicht nur, sondern seinen ganzen Körper, seine ganze Thätigkeit hemmen und ihn dadurch außer Stand setzen, so zu handeln, wie er, beim freien Gebrauch seiner Kräfte handeln würde.

Walther. So wie hier Blödigkeit diesen Menschen abhielt, seine eigene Unschuld zu vertheidigen, so hindert sie auch daran, zur Vertheidigung andrer Menschen ein Wort zu sagen. Und wie sehr muß es nicht einen guten Menschen kränken, wenn einem Andern Böses nachgesagt wird, er es besser weiß, und also jenen vertheidigen könnte, dabei aber doch nicht das Herz hat, zu sprechen. Wie nöthig ist es also, daß man Blödigkeit

digkeit

digkeit vermeide, um überall auftreten und die Wahrheit sagen, die Unschuld vertheidigen zu können. Ich war einst in einer Gesellschaft, wo das Gespräch auf einen jungen Mann fiel. Einer der Anwesenden machte es sich zum Geschäfte, alles was dieser Mann gethan hatte, recht schlecht auszulegen, so daß wir endlich alle ihn wenigstens für einen sehr leichtsinnigen Menschen, für einen Thoren halten mußten. Ein Urtheil, das dem armen Manne gar viel schaden konnte. Aber auf einmal erhob sich einer aus der Gesellschaft, und kündigte sich bescheiden, aber beherzt und ohne alle Schüchternheit, als den Freund dieses Mannes an, den er genau kenne, und auf dessen Handlungen er immer gemerkt habe. Und nun bewies er uns so deutlich, der Verläumdete sey ein rechtschaffener Mann, daß alle Anwesende davon überzeugt wurden und der Verläumder beschämt da stand. Mir war es keine kleine Freude, diese Ehrenrettung zu hören, noch unendlich mehr mußte es aber den Vertheidiger freuen, seinen Freund aus dem Schatten, in den der Verläumder ihn gestellt hatte, hervorgezogen und ans Licht gestellt zu haben. Hätte also

also

also dieser Vertheidiger aus Menschenscheu und Blödigkeit geschwiegen, so nahmen wir alle die schlechte Meinung von seinem Freunde mit nach Hause, und wie viel konnte das nicht schaden!

Gustav. Des muß etwas herrliches seyn, wenn man Jemanden vertheidigen kann. —

Walther. Gewis, aber dieses Glück genießt der Blöde eben so wenig, als er im Stande ist, für andre zu bitten, da, wo er durch eine Bitte oft vielen Nutzen stiften könnte. Denn es ist nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht für Andre, denen man nicht selbst helfen kann, wenigstens ein gutes Wort einzulegen. Der Blöde muß aber auch auf die Freude, diese Pflicht erfüllt zu haben, Verzicht thun.

Gustav. Nun ich will mir das gewis zur Warnung dienen lassen, und mich daran gewöhnen, mit Jedem zu sprechen und nicht schüchtern zu seyn.

Ich. Du wirst dadurch allemal geschickter zum Umgange mit andern, wirst manches Gute stiften können durch Vertheidigung der Unschuld, durch Behauptung der Wahrheit
und

und durch gut angebrachte Bitten. Auch
 kannst Du Dir manche Angst und Verlegen-
 heit ersparen und wirst nicht in Gefahr kom-
 men, von einem andern verdrängt, und wohl
 gar für einen Tölpel gehalten zu werden, mit
 welchem Namen man so gern den Blöden be-
 legt, ob er gleich öfters ihn nicht verdient.
 Aber hütet Euch nun auf der andern Seite,
 Kinder! auch wieder vor Unverschämtheit.
 Davor glaube ich denn nun wohl sicher zu
 seyn, daß Ihr nicht, wie der eine Knabe,
 mit dem Hute auf dem Kopfe in die Stube
 treten, Euch überall anlehnen, oder Euch
 auf den ersten besten Stuhl setzen und aus
 Leibeskräften mit den Füßen schaukeln wer-
 det. Es giebt aber auch noch ganz andre
 Arten der Unverschämtheit, welche man an
 sich haben kann, ob man gleich in seinem
 Aeußern höflich und artig scheint. So kenne
 ich z. B. Personen, die, wenn sie in Gesell-
 schaft sind, durchaus immer das Wort füh-
 ren, keine Minute schweigen, und alles bes-
 ser wissen wollen, als andre. Oft habe ich
 gesehen, daß die vernünftigsten Männer aus
 Verdruß über ein solches Betragen schwie-
 gen. Nun glaubten iene Unverschämte gleich-
 sam

sam ein Recht zu haben, alle zu überschreien, ihren Witz und ihre Kenntnisse auszukramen und hielten ihre Wenigkeit für nichts Geringeres, als für die Hauptperson der Gesellschaft, hielten sich für die verständigsten und witzigsten, und warum? — weil die andern schwiegen. Solche Menschen machen sich eben so unausstehlich, als lächerlich. Und gerade dieser Fehler der Unverschämtheit scheint denn seit mehreren Jahren unter der Jugend sehr gewöhnlich zu werden. Ich habe Euch daher schon oft davor gewarnt, und warne Euch auch jetzt. Ehedem erzog man (das ist nicht zu läugnen) die Kinder oft zu blöde; jetzt sind sie aber nicht selten zu vorlaut. Die alte Erziehung machte zu viele schüchterne Menschen, aber unter den jetzigen iungen Leuten giebt es auch recht viele vorwitzige, naseweise und unverschämte Persönchen. Ich lerne hie und da, wo ich zuweilen hinkomme, iunge Männchen von zwölf, dreizehn, Jahren kennen, die sich in jedes Gespräch mischen, zu allem, wie man sagt, ihre Dreiheller geben und bei ieder Gelegenheit ihre Kenntnisse auskramen wollen. Solche Pürschchen müssen freilich mit der Zeit die un-

ber.

verschämtesten, vorlautesten Menschen werden, und gewis oft dadurch ihr Glück verscherzen. Es freut mich daher allemal, wenn Jemand sich die Mühe nimmt, ihnen gelegentlich ihre Unverschämtheit fühlen zu lassen. Da aß ich neulich, wie Ihr Euch noch erinnern werdet, beim Kriegsrath Buschmann. Mit mir waren eine große Gesellschaft erfahrner Männer, und auch einige Fremde zu Tische. Das Gespräch lenkte sich unter andern, als die Fremden von den Ungemächlichkeiten ihrer Reisen erzählten, auf Wege und Strassen. Sie lobten die schönen Strassen um Dresden, und in einem Theile Sachsens, wir alle erzählten denn unsere Erfahrungen über die Strassen, welche wir auf unsern Reisen getroffen, und machten unsre Bemerkungen, wie man sie möchte verbessern können. Auf einmal schrie der junge Buschmann, ein Mensch von ungefähr 13 Jahren: „ach! glauben Sie mir nur, wir Deutschen wissen gar nicht, wie man Strassen bauen muß, nur die alten Römer haben die Kunst, gute Strassen anzulegen, recht verstanden — wissen Sie denn, wie diese es machten? Ich will es Ihnen erzählen“ — Wir Tischgäste

N. Kinderfr. 8. B. Et sahen

sahen einander an, und es freuete uns alle, als der eine Fremde, noch ehe der iunge Herr uns belehren konnte, ausrief: „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß der iunge Herr Buschmann im alten Rom so bekannt wäre.“ Diese Wendung, die ein Lob zu seyn schien, war freilich nichts weniger, als das. Der iunge Herr fühlte es auch, ward mühschenstill, blieb uns seine Erzählung schuldig, sprach über Tische kein Wort mehr, und wird vielleicht dadurch ein wenig sich abhalten lassen, künftig gleich so vorlaut zu seyn.

Meine Kinder meinten alle, es wäre dem iungen Buschmann schon Recht gewesen, daß ihn der Fremde so heimgeschickt habe, und Herr Walthar fuhr fort:

Wohl ihm, wenn er sich diese Lehre aus iener Antwort gezogen hat, die auch Ihr Euch zur Warnung dienen lassen könnt. Alle solche Menschen, welche ein gewisses vorlautes Betragen sich angewöhnen, werden dadurch nicht selten grob, unhöflich und lächerlich, beleidigen Personen, die älter, erfahrner und ungleich weiser und verständiger sind, als sie. Vor dieser Unverschämtheit, vor diesem vorlauten Wesen hütet Euch also eben so sehr,
als

als vor Blödigkeit, und gewöhnt Euch eines so wenig an, als das andre.

Gustav. Es mag aber auch schwer seyn, nicht blöde und doch auch nicht zu geradezu, unverschämt und vorlaut zu seyn. — Es gehört gewis viel dazu, immer die Mittelstrafe zu treffen.

Walther. Wer in der Jugend Gelegenheit hat, mit Menschen umzugehen, wie Ihr, und zwar unter den Augen aufmerksamer Aeltern und Lehrer, dem wird es gewis nicht zu schwer werden, den gehörigen Anstand zu beobachten, der doch so nöthig ist, wenn wir in der Welt mit andern leben, sie zu unsern Freunden machen und ihnen nicht beschwerlich fallen wollen.

Es ist freilich mit dem, was man Höflichkeit nennt, etwas ganz Besonderes. In keinem Falle wird wohl so oft der Schein für die Sache selbst genommen, als hier. Es giebt schlechte, böse Menschen, die man aber, ihrem Betragen nach, für recht gute, liebe Menschen halten sollte, so sehr wissen sie sich zu verstellen. Sie scheinen liebreich, wohlwollend, gütig, freundschaftlich, und sind doch nichts weniger, als alles dieses. Ihre Höflichkeit,

lichkeit, ihr ganzes gefälliges Betragen, ist nichts als eine Larve. So wie diese das wahre Gesicht bedeckt, so verbergen auch solche Menschen, unter der Larve der Höflichkeit, was sie eigentlich sind. Manche Aeltern und Lehrer halten wohl gar ihre Kinder und Zöglinge zu dieser äußerlichen Höflichkeit an, und machen aus denselben recht artige, geschmeidige Puppen, die ein gehorsamer Diener, ein — ich sage Ihnen ganz ergebensten Dank — ich bin Ihnen unendlich verbunden — nach dem andern herplappern und eigentlich gar nichts dabei fühlen und denken. Zu einem solchen Anstande, zu einer solchen Höflichkeit, die nur in auswendig gelernten Worten und Formeln besteht, und, genau genommen, nichts als Heuchelei und Lüge ist, mögen aber Eure Aeltern und ich Euch nicht gewöhnen. Ihr sollt höflich und liebevoll seyn, sollt einst überall mit Anstand erscheinen lernen, Eures gefälligen Betragens wegen gern gesehen seyn, und dadurch Euch Freunde machen, das wünschen wir. Wollt Ihr mir ein Weilchen zuhören, so will ich Euch wohl sagen, worauf eigentlich die wahre Höflichkeit, der wahre Anstand eines Menschen sich gründet.

Die

Die Kinder versprachen mäusestill zu sitzen und besonders Gustaven und Agnesen sahe ich es recht deutlich an, wie aufmerksam sie seyn wollten.

Ihr habt vorhin gehört, Kinder, fuhr nun Herr Walther fort, daß Blödigkeit und Unverschämtheit ein Paar schädliche Fehler sind, die den Menschen, der sie besitzt, unfähig machen, mit Andern gut umzugehen. Ich will Euch denn einige recht gute Bewahrungsmittel gegen beide empfehlen. Sagt mir doch einmal, welches von Euch geht dem Vater am frohesten entgegen, wenn er nach Hause kömmt? nicht wahr dasjenige, welches weiß, daß es gefolgt hat, in der Schule fleißig gewesen ist, und überhaupt in allem sich so betragen hat, wie es Euer Vater wünscht? Wie geht es aber dem, das sich bewußt ist, es habe das nicht so beobachtet? — o das steht von ferne, und trauet sich nicht an den Vater hinan. Die Fleißigen fragen den Vater vielerlei, oder erzählen ihm; die Unartigen aber schweigen. — Eben so ist es mit den erwachsenen Menschen. Wer sich Verläumdung gegen diesen und ienen zu Schulden kommen ließ, wer unter Freunden

und Bekannten durch unvorsichtige NebenZank anrichtete, kurz, ieder der sich bewußt ist, er habe nicht immer so gut gehandelt, als er sollte, o der ist auch gewöhnlich blöde und schüchtern, wenn er unter Menschen kömmt, so lange er noch nicht ganz alles Gefühl verloren hat. Er sieht vielleicht in der Gesellschaft Einen, von dem er weiß, daß er seinen Charakter kennt, oder er fürchtet doch, daß Jemand von seinen schlechten Streichen gehört haben könne, das drückt ihn denn freilich nieder, und macht ihn menschenscheu. Er kann nicht leicht dem, mit dem er spricht, ins Gesicht sehen, es scheint als fürchte er sich, der andre möchte durch die Augen in seiner Seele lesen, und — da nichts Gutes finden. Freilich giebt es auch böse Menschen, die nichts weniger als blöde sind. Solche haben sich schon gegen Ehre und Schande ganz verhärtet, die Stimme ihres Gewissens übertäubt, und sind in Gesellschaft selbst solcher Personen, die genau von ihrem schlechten Charakter unterrichtet sind, ganz dreist, wollen die Miene des guten Menschen annehmen, um gegen Unbekannte sich nicht zu verrathen, und werden dann leicht unverschämt.

Von

Von solchen ausgelernten Heuchlern rede ich hier nicht, sondern von solchen Menschen, welche für Ehre und Schande Gefühl haben. Für diese ist das erste und beste Verwahrungsmittel gegen Blödigkeit ein gutes Gewissen, oder, wie man auch sagt, ein reines Herz. Der Mensch, der sich keine Vorwürfe über schlechte Handlungen zu machen hat, kann ja mit einer gewissen Zuversicht vor Gott treten, um wie vielmehr wird er vor ieden Menschen hintreten, und ohne Schüchternheit mit ihm reden können? —

Gustav. Aber es giebt doch auch gute Menschen, die dabei doch blöde sind.

Walther. Ja wohl, lieber Gustav, und eben der Freund von mir, der so gut Klavier spielte und der dabei, wie ich vorhin erzählte, so blöde war, gehörte unter die guten Menschen — der schüchterne Lehrer, von dem ich sprach, war ein guter Mann — der blöde Knabe, den Ihr heute früh sahet, war vielleicht übrigens ein recht guter Junge — und es wäre also freilich falsch, wenn Ihr glauben wölltet, alle blöde Menschen wären böse Menschen. Behüte der Himmel, es giebt unter den Blöden vielleicht mehr gute als böse

Menschen. Ich sage nur, daß ein reines Gewissen uns vor Blödigkeit und Menschenscheu bewahren und uns das edle Gefühl einflößen könne, Jedem ohne Schüchternheit unter die Augen zu treten. Dabei kommt freilich immer noch viel auf Natur und Erziehung an. Manche Menschen haben nämlich von Natur ein sehr schüchternes Wesen an sich, oder sie werden entfernt von Menschen erzogen, und gewöhnen sich dadurch menschenscheu. Solche sind freilich schlimm daran und können mit dem reinsten Gewissen oft keinem Menschen ins Auge sehen. Ihr seyd darinne anders erzogen, habt mit Jedem sprechen lernen und werdet diese gute Gabe Euch erhalten, wenn Ihr Euch immer bemüht, ein gutes Gewissen zu haben. Dann wird es Euch leicht seyn, nach dem Spruche zu handeln: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand. Ist nun das Rechtthun ein sehr gutes Verwahrungsmittel wider Blödigkeit, so kann ich Euch kein besseres wider die Unverschämtheit, die uns andern gesitteten Menschen unerträglich macht, empfehlen, als: Bescheidenheit in allen Dingen. Ihr
wist

wißt doch wohl, welche Menschen man bescheidene Menschen nennt?

Gustav. Die nicht stolz sind auf das Gute was sie haben.

Agnese. Und die glauben, daß auch andre Menschen Gutes an sich haben, und eben so gut und wohl besser sind, als sie.

Walther. Ganz recht. Und eben diese Bescheidenheit ist es, an die Ihr Euch nicht früh genug gewöhnen könnt, die überhaupt eine Zierde des Menschen, und besonders das Beste Mittel für den ist, der Umgang mit andern haben, und durch ein gesittetes, anständiges Betragen sich Freunde machen will. Wer sodann ein wohlwollendes Herz besitzt, andern gern Gutes erzeugt und Freude macht, und alles vermeidet, was ihnen unangenehm seyn kann, wer endlich kein Dummkopf ist, sondern sich gewöhnt, über alles nachzudenken, der wird nie in Gefahr kommen, den gehörigen Anstand im Umgange mit andern zu verletzen. Die Höflichkeit, die Lebensart eines solchen Menschen beruht alsdann auf einem sehr festen Grunde, und ist nicht bloß Farbe. Ein solcher Mensch ist dann kein Heuchler, der nur schöne Worte macht und den

den äußern Anstand beobachtet, sondern sein Herz und sein Verstand haben Antheil an seinem Betragen.

Wir wollen doch einmal ein paar Regeln der guten Lebensart und des anständigen Betragens mustern, und Ihr werdet gleich sehen, daß ein bescheidener, wohlwollender und vernünftiger Mensch sie gewis beobachtet. Man hält es z. B. für einen großen Fehler gegen gute Lebensart, wenn Jemand in Gesellschaft gar nicht auf das achtet, was gethan oder gesprochen wird, sondern an ganz etwas anders zu denken scheint. Man sagt von solchen Leuten, sie sind zerstreut, und geht nicht gern mit ihnen um. Glaubt Ihr nun wohl daß ein Mensch, wie ich ihn Euch vorhin schilderte, zerstreut seyn wird?

Gustav. Gewis nicht.

Walther. Und warum nicht?

Gustav. Der Bescheidene wird immer glauben, daß andre auch eben so gut was Gescheutes und Vernünftiges sagen können, als er, und wird also darauf hören und nicht bloß für sich denken.

Agnese. Denn das wäre ja gerade so, als wollte er sagen: Was Ihr da sprecht und thut,

thut, das ist mir alles zu schlecht, und ich nehme mir gar nicht erst die Mühe, Achtung zu geben. — Das ist doch aber beleidigend für die andern in der Gesellschaft.

Walther. Ganz recht, liebe Agnese. Ihr seht also, daß der bescheidene Mensch in Gesellschaft nicht zerstreut, sondern aufmerksam seyn werde.

Und eben so leicht wird er die Regel der guten Lebensart beobachten, daß man nicht immer von sich, von seinen Geschäften, von seinen Verdiensten u. s. w. sprechen soll.

Eduard. Freilich. Denn wer bescheiden ist, schätzt ja nicht bloß sich selbst, sondern auch andre, und wird daher gewis nicht immer bloß von sich sprechen.

Walther. Das thut nur der Eitle, der Stolze. Dieser weis sich immer viel mit seinen Geschäften, oder mit seinem Reichthum u. dergl. der Bescheidene aber sucht lieber das Gute auf, was andre haben, als daß er das, was er besitzt, zur Schau auslegen sollte. Und eben dies macht seinen Umgang angenehm. Wer mit dem, was er hat und kann immer prahlt, und gegen andre viel Wesens davon

davon

bavon macht, mit dem geht Niemand gerne um; es ist ia, als wollte er immer zu verstehen geben: Ich bin gar eine sehr wichtige Person in der Welt, wenn ich nicht wäre, wenn ich nicht so arbeitete, da würde es übel um die Welt stehen. — Solche Prahlereien vermeidet der bescheidene Mann, und ist deshalb überall gelitten, so wie den Eitlen Niemand liebt, und der Verständige ihn nur verachtet oder verachtet.

Gute Lebensart verbietet es ferner, daß man mit Jemand hitzig streite, wohl gar unhöflich und grob werde, wenn der andre von seiner Meinung nicht abstehen will. Daß der bescheidene Mann auch das leicht vermeidet, sehet Ihr sogleich ein. Wer bescheiden ist, glaubt nicht, daß er allein Recht und der andre immer Unrecht habe, sondern er denkt, daß es manchmal auch anders seyn könne, ia selbst da, wo er weiß, daß er Recht hat, verlangt er nicht, daß ieder seiner Meinung seyn soll. Aus diesen Beispielen sehet Ihr also, daß Bescheidenheit uns von selbst zu Beobachtung dessen antreibt, was gute Lebensart fodert, und daß der bescheidene Mensch iene Regeln, so wie viele andre ähnliche,

liche,

liche, von selbst beobachtet. Dazu muß nun noch ein wohlwollendes Herz kommen. Auch dieses behütet uns vor vielem, was gegen die Regeln der guten Lebensart läuft. Es ist z. B. gegen den Wohlstand, andre zu verspotten, ihnen nachzuäffen, oder sie auf irgend eine Art lächerlich zu machen. Glaubt Ihr denn nun, wohl, daß ein Mensch, der ein wohlwollendes Herz hat, jemals so etwas thun wird? —

Agnese. O gewiß nicht, denn er weiß ja, daß es andre kränken und schmerzen muß, wenn er sie verächtlich und lächerlich macht.

Walther. Er wird also die Fehler anderer nicht aufdecken, sondern sie entschuldigen, ob er sie gleich darum nicht billigt. Gute Lebensart verlangt überhaupt, daß wir andern gefällig seyn, ihnen wo wir nur können Dienste erweisen, und wenn sie uns gedient haben, ihnen danken sollen. — Nun giebt es Menschen genug, die immer versichern, daß sie uns bei jeder Gelegenheit dienen wollten, Menschen, die uns immer ihre Freundschaft angeloben, für jede Gefälligkeit mit tausend Worten uns danken, und doch bei alle dem nichts fühlen, sondern nur, weil
es

es nach ihrer Meinung die Lebensart fordert, viele Worte machen. Wie ganz anders handelt der wirklich wohlwollende Mensch! Dieser wird da, wo er andern gefällig seyn kann, nicht erst eine Menge unnützer Worte machen, sondern es durch die That beweisen. Kann er irgend Jemanden durch Mittheilung eines guten Rathes dienen, oder auf irgend eine Art Freude machen, so wird er es gewis sehr gern thun, und zwar ohne viele Worte. Und hat Jemand ihm einen Dienst geleistet, so wird er zwar, der guten Lebensart gemäß, den wörtlichen Dank nicht verabsäumen, es aber dabei nicht bewenden lassen, sondern, wo möglich Liebe und Freundschaft wieder mit Liebe und Freundschaft zu vergelten, suchen.

Ich habe Euch endlich gesagt, daß derjenige Mensch, welcher seinen Verstand ausgebildet und sich zum Nachdenken gewöhnt habe, am geschicktesten sey zum Umgange mit andern. Auch dies werdet ihr mir leicht zugeben. Denkt Euch einmal einen Menschen der nichts zu sagen weiß, wenn er mit andern in Gesellschaft kömmt, als: heute ist's recht kalt — heute regnet es — gestern war recht schön.

schönes Wetter — und was dergleichen unbedeutende Dinge mehr sind — wird und kann so ein Mensch zum Umgange geschickt seyn? — Entweder er muß es fühlen, daß er mit seinem albernen Gewäsche nicht ankömmt, und er wird schweigen, und also der Gesellschaft unnütz seyn, oder er ist doch so unverschämt, und kramt seine wichtigen Neuigkeiten aus, und auch das kann ihn nicht empfehlen. Wer aber sich gewöhnt hat, nachzudenken über alles, was um ihn vorgeht, wer Erfahrungen sammlet und sie gelegentlich andern mittheilt, wer das, was er sagen will, in einem angenehmen Tone vorzutragen lernt, o der wird sich bald durch seinen Umgang Freunde erwerben und gern gesehen seyn. Hier hielt Herr Walther inne.

Nun wenn Ihr diese Belehrungen befolgt, fuhr ich fort, wenn Ihr Euch immer ein reines unbeflecktes Gewissen zu erhalten sucht, wenn Ihr, fern von Eitelkeit und Stolz auf das was Ihr besitzet, in allen Euren Handlungen, in Eurem ganzen Betragen Bescheidenheit beweiset, wenn Ihr liebevoll seyd und wohlwollend gegen Jedermann und dabei Euren Verstand ausbildet, so viel Ihr
 nur

nur Gelegenheit habt, so wird Euer Umgang auch stets anständig seyn. Ihr werdet die schöne Mittelstrafe beobachten, die Euch zwischen Blödigkeit und Unverschämtheit hindurchführen wird, und Eure aus Bescheidenheit und Wohlwollen entsprungene Höflichkeit wird gute Menschen mit Euch in Verbindung bringen. Ruhet diese aber auf einem solchen Grunde, so wird es Euch leicht, sehr leicht, werden, Euch an dieienigen Dinge zu gewöhnen, welche die äußerliche Höflichkeit ausmachen. So wie nämlich die verschiedenen Völker auf der Erde ihre verschiedene Sprache, ihre verschiedene Kleidung haben, so haben sie auch verschiedene Regeln über den Umgang mit andern festgesetzt, die derienige, der unter ihnen lebt, beobachten muß. Das ist denn also auch bei uns der Fall. Ihr hießet den einen Knaben darum unhöflich, weil er mit dem Huthe auf dem Kopfe in die Stube trat, da das gegen unsre Sitten, gegen die bey uns eingeführten Gesetze des Anstandes, ist. Und so giebt es denn sehr viele Dinge, auf die man achten muß, wenn man im Umgange mit andern nicht anstossen, und lächerlich oder lästig werden will.

Gustav.

Gustav. Diese muß man aber doch leicht sich merken können.

Jch. Dia, im Umgange mit Personen, welche den äußerlichen Anstand beobachten, lernt man auch leicht gesittet und anständig sich betragen, wenn man aufmerksam ist. Und ich will es Euch wohlmeinend rathen, daß Ihr das nicht vernachlässigt, sondern auch in Eurem äußerlichen Betragen die Höflichkeit annehmt, und Euch nach dem richtet, was einmal unter uns eingeführt ist. Es giebt viele Menschen, die auf das Aeusere einen großen Werth setzen, die sich nicht die Mühe nehmen, sich näher zu belehren, ob wir gute oder verständige Menschen sind, sondern nach unserm Aeusern uns richten. Mancher hat schon dadurch sich unvorteilhaft geschadet, daß er das vernachlässigte, was man den äußern Anstand nennt. Viele junge Leute z. B. glauben nicht, daß etwas daran liege, ob ihre Kleidung, besonders ihre Wäsche, von Reinlichkeit und Ordnungsliebe zeuge oder nicht. Wißt Ihr aber noch, als neulich Karl Tanner, der auch so nachlässig in Wäsche und Kleidung gieng, bei Euch war, was da Herr Steinau sagte?

N. Kinderfr. z. B.

U u

Ed u.

Eduard. Ja, Herr Steinau meinte, wenn er sich nicht ändere, so würde er wohl in der Welt nicht viel Glück machen.

Ich. Und da hatte Herr Steinau ganz recht. Ein iunger Mensch, der mit schmutzigem Gesichte, mit unreinen Händen, oder mit zerrissenen Strümpfen, ungekämmten Haaren und unreiner Wäsche, in eine Gesellschaft eintritt, beleidigt den Anstand, den wir ieder gesitteten Gesellschaft schuldig sind. Denn wie kann er verlangen, daß man sich ihm gern nähern soll, da iedem gesitteten Menschen es unangenehm ist, und Ekel erweckt, wenn er Schmutz und Unordnung vor sich sieht? Und mit dieser Beleidigung des Anstandes schadet er also sich selbst am meisten, denn Niemand giebt sich gern mit ihm ab, und Jeder schließt von seinem nachlässigen Aeußeren auf Unordnung, Trägheit oder Unverstand. Merkt Euch also das, und beobachtet einst, wenn Ihr Euch selbst überlassen seyd, (denn ietzt sorgen noch Eure Aeltern für Euere Kleidung,) Reinlichkeit in Eurem Anzuge. Man verlangt nicht, daß Ihr Euch prächtig kleiden, und Kleidernarren werden sollt. Nein, aber rein sey Eure Wäsche, und
Euer

Euer ganzer Anzug ordentlich. Ein Kleid von ganz gewöhnlichem Tuche, rein ausgekehrt und ohne Flecken, und reine Wäsche, wird allemal mehr gefallen, als ein Kleid vom feinsten Tuche, in welchem Puder- und Staubflecke sich befinden. Doch dies ist noch nicht genug, sondern man muß auch in seinem Anzuge immer eine gewisse Mittelstrafe beobachten. Der Vernünftige macht nicht iede neue Mode gleich mit, bleibt aber auch nicht steif und fest den veralterten Moden treu.

Walther. Außer der Kleidung gehört zu der äußerlichen Höflichkeit auch noch, daß man die Zeichen der äußern Achtung vor andern nicht vernachlässige. So wird z. B. der Bescheidene überhaupt nicht überall der Erste und Vornehmste seyn wollen, dabei wird er aber auch die eingeführten Zeichen dieser Bescheidenheit nicht vernachlässigen, wird nicht überall obenan gehen, oder sitzen wollen, sondern gern andern, besonders denen, welche vornehmer sind, als er, die rechte Hand lassen. Er wird die, mit denen er spricht, nicht beim Rocke zupfen, oder ihnen wohl gar die Knöpfe von dem Rocke drehen, sie hin- und herstoßen, wenn er ihnen etwas erzählt, oder

U u 2

ihnen

ihnen zu nahe an den Leib treten, wird nicht andern in die Rede fallen, sondern sie hübsch erst ausreden lassen, wird sich in Acht nehmen, andern den Rücken zuzukehren, in Gesellschaft mehrerer auf andre mit Fingern zu zeigen, oder dem einen etwas ins Ohr zu flüstern, und was dergleichen Dinge mehr sind, die Ihr jetzt als Kinder nicht so streng beobachtet, die Ihr aber mit der Zeit aus dem Umgange mit verständigen und gesitteten Personen schon lernen werdet.

Ich. Worauf Ihr besonders auch Eure Aufmerksamkeit richten müßt, wenn Ihr den äußern Anstand beobachten wollt, das ist die Sprache. Viele Menschen sind in dieser Rücksicht unglaublich nachlässig und scheinen gar nicht daran zu denken, wie viel es dazu beitrage, uns bei andern beliebt zu machen, wenn wir in unsrer Sprache etwas Angenehmes haben. So giebt es Menschen, die man, wenn sie etwas erzählen wollen, und wäre es auch die wichtigste Sache, gleich bitten möchte, zu schweigen, so unangenehm ist ihr ganzer Vortrag. Haben sie z. B. ein paar Worte erzählt, so fragen sie sich selbst: „wie weit war ich denn nun? — ach ja!“ — oder es heißt

heißt alle Augenblicke: „nun ja, damit ich weiter erzähle“ — und was dergleichen Flickwörtchen mehr sind. Bringen sie einen Einfall an, den sie für witzig halten, so kündigen sie ihn meist schon durch Lachen an, bringen ihn oft vor Lachen kaum heraus, und belachen ihn auch hinterher noch ein Weilchen, ehe sie die Erzählung wieder anknüpfen. Andre aber haben die Gabe, leicht und fließend zu erzählen, das Unnöthige wegzulassen, und alle zur Sache gehörige Umstände so gut darzustellen, daß man Theil nimmt, und Vergnügen findet. Streuen sie zuweilen einen Spas ein, so lachen sie nicht selbst zuerst, sondern überlassen es dem Zuhörer, ihn zu finden, und lassen sich dadurch nicht stören.

Agnese. O da haben Sie gewis Recht, lieber Vater. So weis ich, wie gern ich zuhöre, wenn Lehners Minchen was erzählt, da bin ich allemal ordentlich böse, wenn die Erzählung zu Ende ist.

Ich. Eine treffliche Kunst, gieb recht Achtung auf Deine Freundin, und Du wirst manches ihr ablernen können. Auch schon die Art sich auszudrücken, kann viel dazu beitragen, daß man unser Betragen für anstän-

dig oder unanständig erklärt. So haben viele Menschen ihre Lieblingswörter, die sie überall anbringen. Manche lieben z. B. das Wort rasend. Sind sie stark gegangen, so sind sie rasend gelaufen, eine sehr schöne Musik ist ihnen eine rasend schöne Musik, sie finden alles, was sehr hoch oder sehr tief ist, rasend hoch und rasend tief, klagen über rasende Kälte im Winter und über rasende Hitze im Sommer. Kurz, überall muß das Lieblingswort angebracht werden. Andre haben andre Arten von Ausdrücken, die ich nicht einmal anführen mag, und die Ihr Euch ohnedem nicht angewöhnen werdet, da Ihr sie von Euern Aeltern und Lehrern nicht hört. Hütet Euch also vor solchen Ausdrücken; sie können verursachen, daß Ihr hie und da dadurch gar sehr mißfallt, und daß man auch falsch beurtheilt. Sucht vielmehr Euch hier, so wie in der Kleidung, die Mittelstrase zu treffen. Sprecht natürlich und rein teutsch, und vermeidet eben sowohl sonderbare oder grobe Ausdrücke, als Ziererei. Vor etwa zehn, zwölf Jahren fand man es einmal schön, zu lispeln, oder zu schnarren. Das ließ zwar bald nach. Aber
 es

es giebt Personen, die alles, was sie sagen, mit gesuchten Worten ausdrücken. Statt daß andre spazieren gehen, wandeln sie auf dem göttlichen Schauplatze der Natur umher und hauchen balsamische Düste ein. So etwas ließt sich ganz gut in einem Buche, aber im Gespräche klingt es geziert und gefällt eben so wenig, als wenn manche andre sich roher Ausdrücke bedienen.

Hier trat Herr Werner in die Stube, und kaum hatte er gefragt, wie geht's? so beeiferten sich die Kinder wechselsweise, ihm den ganzen Auftritt mit den beiden Knaben zu erzählen. Als sie endlich fertig waren, sagte Herr Werner: Je nun, der Knabe, der den Hut aufbehielt, hat freilich nach unsern Sitten eine Grobheit begangen, in Holland habe ich aber mehrmals gesehen, daß die Männer, selbst in Gesellschaft von Frauenzimmern, den Hut nicht abnahmen.

Agnese. Ei das ist eine eigne Mode —

Werner. Freilich weicht sie von unsrer Lebensart ab, indessen wird man das schon gewohnt, wenn man in der Welt reiset, und siehet, daß in dem einen Lande etwas für Anstand und Höflichkeit gehalten wird, worauf
man

man in einem andern gar nicht achtet; und daß man bei dem einen Volke etwas als Unhöflichkeit nimmt, was es bei dem andern gar nicht ist. Die Menschen sind darinne ganz außerordentlich verschieden.

Gustav. Erzählen Sie uns doch etwas von den Sitten im Umgange bei verschiedenen Völkern. Sie haben viele Länder selbst besucht und lesen auch immer so gern Reisebeschreibungen; Sie wissen davon gewis recht viel.

Berner. Je nun, den Gefallen kann ich Euch erzeigen. Weil wir denn also von den Holländern sprechen, so will ich gleich noch das anführen, daß es bei diesen für ungeschicklich gehalten wird, wenn gute Freunde sich küssen wollten. Bei uns ist das, wie Ihr wißt, sehr gewöhnlich. In Holland aber hält man es, so wie in England, für eine Unanständigkeit. — In Holland geben gute Freunde einander die Hand, und mit wem man nicht ganz Freund ist, dem giebt man bloß den Zeigefinger, zieht aber vorher den Handschuh aus, oder spricht, wenn man das nicht will: Entschuldigen Sie meinen Handschuh. — Was einem Deutschen beson-

beson-

besonders auffällt, wenn er nach Holland kömmt, ist die sonderbare Sitte, daß man dort nicht, der Reinlichkeit wegen, Spucknäpfe in einer Ecke der Stube stehen hat, sondern auf die Tische kleine Töpfchen von Silber, Porzellan oder Steinguth, mit einem weiten Bauche, und einem engen Halse und breiten Rande, stellt. Diese sind beim Gebrauch zur Hälfte mit Wasser angefüllt und wenn man sich ihrer beim Ausspucken bedient, hält man sie vor den Mund.

Agnese. Ei pfui! das ist ekelhaft!

Werner. Ja, und gleichwohl soll gerade dieser Gebrauch dienen, das Ekelhafte, was unsre gewöhnlichen Spucknäpfe haben, zu verbergen, soll Reinlichkeit beweisen, worauf man in Holland so außerordentlich viel hält, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, die Holländer sind das reinlichste Volk in der Welt. In manchen Theilen dieses Landes, z. B. in Waaterland treibt man diese Reinlichkeit so weit, daß man nur zu der Hinterthüre des Hauses gewöhnlich hineingeht, vor welcher noch dazu ein paar reine Schuhe oder Pantoffeln stehen, die ieder anziehen muß, der ins Haus gehen will.

G u.

Gustav. Das ist aber doch übertrieben und lästig.

Werner. Gleichwohl beobachtet es selbst der Fremde, der in so einem Hause etwas zu thun hat, weil es einmal eingeführte Sitte, und ein Gesetz ist, dessen Nichtbefolgung für eine Verletzung des Anstandes und der Höflichkeit gelten würde. Als daher Kaiser Joseph II. in Holland war und gern das Innere eines Hauses in dem Waaterländischen Dorfe Bröck besuchen wollte, unterwarf er sich dem allgemeinen Wohlstandsgesetze, und zog die reinlichen Schuhe an. In diesen Dörfern stehen sogar vor der Kanzel ein paar reinliche Pantoffeln, welche der Prediger allezeit anziehen soll, wenn er auf die Kanzel steigt. Ein neuer Prediger des einen Dorfs beobachtete diese Sitte nicht; das nahm man ihm sehr übel. Endlich aber fügte er sich in das, was der eingeführte Gebrauch als anständig verlangte, zog die Pantoffeln an, und erhielt dadurch die Liebe seiner Zuhörer.

Walther. Daran that der Prediger ganz recht, und ieder Vernünftige richtet sich nach den eingeführten Sitten und Gebräuen.

bräuchen seines Landes und seines Wohnortes.

Werner. Ich habe diese Regel stets befolgt und bin gut dabei gefahren. Man macht sich die Menschen zu Freunden, wenn man das beobachtet, was bei ihnen einmal als Sitte oder Höflichkeit angenommen ist. Unter den europäischen Völkern kann man auch das leicht, denn ihre Sitten haben doch sehr vieles mit einander gemein. Engländer und Spanier, Italiener und Deutsche befolgen so ziemlich einerlei Gesetze der Höflichkeit und des gesellschaftlichen Umganges. Desto verschiedner sind aber freilich die Wohlstandsgesetze unter den Afrikanern, Asiaten und Amerikanern, von denen ich Euch doch auch Einiges erzählen will. — Unter den Negern in Afrika weiß man z. B. davon nichts, daß es eine Ehrerbietung anzeigen solle, wenn man sich vor Jemanden bückt. Als daher einmal ein dänischer Kaufmann einen Negerkönig besuchte, der noch nie einen Europäer gesehen hatte, seinen Hut abzog und sich zur Erde bückte, glaubte der König, der Fremde wolle auf ihn zuspringen, wie die wilden Affen, die sich auch erst bücken, wenn

wenn sie den Menschen anfallen. Mein König fing denn ein entsetzliches Geschrei an, daß man ihm zu Hülfe kommen möchte. Die Seinigen eilten sogleich herbei und schlossen einen Kreis um ihn. Es währte lange, ehe der Dolmetscher dem Könige begreiflich machen konnte, dieses Bücken sei die europäische Art, Jemandem seine Achtung und Ehrfurcht zu erkennen zu geben. Endlich glaubte es der König zwar, bat aber recht sehr, der Kaufmann möchte nur dergleichen Dinge unterwegs lassen, und ganz grade da stehen bleiben, wo er stünde. Er traute aber doch nicht recht, ließ seine Leute zwischen sich und dem Dänen treten und redete so mit diesem.

„Das war hübsch, das war hübsch“ riefen die Kinder und fragten Herrn Werner, ob er Ihnen nicht noch mehr solche Anekdoten zu erzählen wüßte.

Werner. Vielleicht ist es Euch eben so lächerlich, wenn ich Euch erzähle, daß man es in Habessinien für vornehm hält, viel zu — essen, darf ich nicht sagen, sondern ich muß wirklich sagen — fressen, und dabei recht mit den Zähnen zu lärmen, zu schmazen, und wie die schönen Arten weiter heißen, die bei

bei

bei uns gegen die guten Sitten beim Essen laufen. Ja man hat dort sogar ein Sprüchwort, womit man das Fressen und die Unarten dabei entschuldigt und für recht erklärt. Man sagt nämlich: Nur Diebe essen sachte und nur Bettler wenig. Man glaubt also, wer sein Essen nicht gestohlen habe, könne dabei recht laut seyn, und wer vornehm seyn wolle, müsse sich nicht nur satt essen, sondern noch mehr thun, als der Hunger erfordert. Ja Vornehme haben dort sogar die Sitte, daß sie sich von ihren Sklaven die Speisen in den Mund stopfen lassen.

Die Kinder schüttelten sich und meinten, dafür würden sie sich gehorsamst bedanken.

Diese Mode, fuhr Herr Walter fort, findet man auch bey andern Völkern, so ist es z. B. bei den Baschkiren in Asien gewöhnlich, daß bei einem Gastmale ieder der Anwesenden dem Vornehmsten von der Gesellschaft eine Hand voll Brei in den Mund stopft. — Man nennt dies das Fünffinger-Gericht.

Agnese. Nun vor solchen Moden bewahre mich doch der Himmel — hat man doch schon vom Zuhören satt. —

W e r e

Werner. Bey dem Küssen der Männer, das wie ich Euch vorhin sagte, in England und Holland nicht gebräuchlich ist, fällt mir ein, daß in Lappland die Männer, welche mit einander nahe verwandt sind, nach dem Essen statt des bei uns gewöhnlichen Küssens die Nasen an einander setzen, und sie entweder mehr auf der rechten, oder mehr auf der linken Seite halten, je nachdem sie von väterlicher oder mütterlicher Seite näher verwandt sind.

Walther. Diese Sitte, sich mit der Nase ein Kompliment zu machen, findet man auch unter den Neuseeländern, und die Einwohner der Insel Manglea reiben, statt des Grusses, ihre Nasen und ihren Mund mit der Hand des Fremden.

Werner. In Russland war es sonst allgemeine Sitte der Höflichkeit und des Anstandes, daß man beim Eintritt in das Haus oder in die Stube erst das Bild des Heiligen grüßte, welches an einer Wand aufgestellt oder aufgehangen war, nachher erst wendete man sich an die Anwesenden und grüßte diese. In einem großen Theile dieses Reichs hat sich diese Sitte bis jetzt noch erhalten.

Als

Als daher einmal ein Russe bei einem sich in Moskau aufhaltenden Engländer, der also nicht griechischer Religion war und keinen Heiligen in seiner Stube aufgestellt hatte, etwas ausrichten sollte, fragte er beim Eintritt: wo ist Euer Gott? — er verstand nämlich darunter den Heiligen. — Im Himmel — antwortete der Engländer und kaum hatte der Russe das gehört, so lief er voll Schrecken fort und vergaß seinen Auftrag und alles.

Gustav. Da mag wohl der Russe geschwind nach seinem Hut oder seiner Mütze greifen, wenn er in eine Stube tritt und seinen Heiligen erblickt —

Werner. Freilich muß er das, denn auch in Rusland ist das Abnehmen des Hutes, so gut wie bei uns, ein Zeichen der Achtung. Darin haben es nun die Türken am bequemsten. Diese entblößen ihr Haupt nie, sondern behalten ihren Turban immer auf. Dabei sind sie aber auf andre Art sehr höflich nach ihrer Weise. Sie suchen einer dem Andern im Grüßen zuvorzukommen, die Vornehmsten grüßen zuerst, statt daß bei uns der Geringere sich erst neigt, oder den Hut erst zieht.

zieht. Bei ihnen ist es Sitte, daß diejenigen, die mit einem Vornehmen sprechen, von Zeit zu Zeit die Hand bald an den Mund, bald an die Stirne legen, und wenn sie von sich sprechen, nicht sagen: ich, sondern: Euer Diener, Euer Ergebner. Selbst ihr Koran, der, wie Ihr wißt, ihnen eben so heilig ist, wie uns die Bibel, befiehlt, daß man die Pflichten des Wohlstandes und der Höflichkeit beobachten solle, und das thun sie den nicht nur gegen Vornehmere, sondern auch gegen Ieden. Wenn sie ihres Gleichen grüssen, legen sie die Hand aufs Herz. Der Handkuß ist selten gewöhnlich, nur sehr nahe Verwandte und vertraute Freunde umarmen sich, und das Händegeben ist ganz ungewöhnlich. Alte Personen greifen denen, welchen sie einen Beweis ihrer Liebe geben wollen, an den Mund, und legen dann die Hand an ihren eignen Mund, und iunge Leute berühren zum Zeichen ihrer Ehrfurcht den Bart der Alten. Was mir in den türkischen Sitten vorzüglich gefallen hat, ist die Ehrerbietung, welche iüngere Personen überhaupt dem Alter erweisen und dadurch ausdrücken, daß sie Alten den Rock küssen. Dieser Ehrerbietung
zufol.

zufolge begleiten auch die Söhne den Vater, wenn er ausgeht, bis an den Thorweg, helfen ihm, wenn er reitet, aufs Pferd — und gehen ihm bei der Rückkehr entgegen. Eben daher darf auch der Sohn sich in Gegenwart des Vaters nicht setzen, sondern steht immer in demüthiger Stellung vor ihm. —

Gustav. Das ist aber doch viel Zwang und wir sitzen neben unsern Aeltern und haben sie doch auch lieb, und ehren sie gewis eben so sehr, als die türkischen Kinder ihre Aeltern ehren.

Werner. Das glaube ich recht gern: Auch lobe ich nicht gerade die Sitten der Türken in diesem Punkte, sondern nur die Wahrheit, welche dabei zum Grunde liegt, daß man nämlich das Alter ehren müsse. Eine Wahrheit, die ich jetzt so oft vernachlässigt sehe. Schon der äußere Anstand verlangt es, daß man Personen, die uns an Jahren übertreffen, ehren, und ihnen die Achtung, welche man vor ihnen hat, auch durch sein ganzes Betragen zeigen müsse. Und mit keiner Regel des Anstandes und der Lebensart stimmt Nachdenken und Vernunft so sehr überein, als eben mit dieser. Personen, die
 N. Kinderf. s. B. X x länger

länger als wir gelebt, mehr als wir erfahren, gethan, und zum Theil gelitten, durch ihre Erfahrungen und durch ihre Leiden ihr Nachdenken und ihre Kräfte geübt, haben, sollten diese nicht verdienen, daß ieder Jüngere sie achte? O! es wird Eure Pflicht seyn, daß Ihr durch Euer Betragen beweiset, ihr fühltet, wie wahr das sey. Es freute mich neulich nicht wenig, daß Eduard dem alten Manne, dem der Wind seinen Hut entführt hatte, den Hut holte und aufsetzte, indes andre Knaben dabei standen und lachten. — Doch um wieder zu meiner Erzählung zu kommen — so wie die Türcken nicht unhöflich gegen einander sind, so herrscht überhaupt unter den asiatischen Nationen viel Höflichkeit in ihrem Umgange mit einander, die aber freilich zum Theil sehr verschieden von der unsrigen ist. In Aegypten z. B. ist es gewöhnlich, wenn man einem andern begegnet, dem man seine Achtung beweisen will, daß man erstlich die Hände bis an die Kniee fallen läßt und sie dann wieder bis an die Brust empor hebt. Durch das Fallenlassen will man Ehrfurcht und durch das Emporheben Liebe ausdrücken. —

Bei

Bei den Arabern küßt man sich gegenseitig die Hand, den Kopf, die Schultern, auch wohl den Bart, und wiederholt die Bewillkommungsformel wohl zehn — zwölfmal. Will man einem Vornehmen seine Ehrfurcht bezeigen, so thut man, als wollte man die Hand ihm küssen, und küßt endlich die Fingerspitzen, oft küßt man, wie die Türken thun, den Saum des Kleides, oder gar die Füße.

Walther. Ehedem erforderte es die Ehrerbietung und der Anstand, daß man vor Regenten sich auf die Erde niederwarf, und daß nicht nur, wenn man etwas bey ihnen suchte, sondern selbst wenn man ihnen begegnete. So war es noch zu Peters des Großen Zeiten in Russland gewöhnlich, daß, wer dem Kaiser begegnete, geradezu auf die Kniee niederfiel, und wenn der größte Schmutz auf der Gasse war. Peter aber verbot diese Art von Komplimenten.

Gustav. Und das wird den Russen gewiß recht lieb gewesen seyn.

Walther. Manchen freilich, aber die meisten waren an diese Art von Begrüßung schon so gewöhnt, daß sie trotz des Verbots

immer niederfielen, wenn sie den Kaiser ansichtig wurden. Da endlich Peter einsah, daß Gewohnheit mehr wirke als sein Befehl und vernünftiges Nachdenken, so machte er die Drohung bekannt, daß ieder, der sich ferner unterstehen würde, vor dem Kaiser niederzufallen, wenn er ihm begegnete, Prügel bekommen sollte. Diese Drohung half, und nun unterließ man es.

Eduard. In China ist es ia noch gewöhnlich, daß man vor dem Kaiser niederfällt, wir haben es neulich erst in der Beschreibung der Audienz gelesen, die der englische Gesandte Macartney beim chinesischen Kaiser gehabt hat. —

Werner. Die Chineser sind überhaupt ein Volk, das nicht nur gegen den Kaiser und dessen Rätthe, die sogenannten Mandarinen, wahre Sklaverei beobachtet, sondern auch im gesellschaftlichen Umgange eine solche Menge Complimente macht, daß es für einem Chineser gar schwer ist, alle die Regeln genau zu lernen, die die Lebensart erfordert. Man hat weitläufige Schriften über die Gesetze, welche man beim Umgange mit andern beobachten soll, und es ist ganz

ganz genau bestimmt, wie tief man sich gegen diesen und ienen bücken, oder wie man mit ihm sprechen soll. Bei Besuchen, die man einander giebt, bekomplimentirt man sich ganze Stunden lang, ja man macht sogar dem Stuhle, auf den man sich setzen will, ein Kompliment und reibt ihn vorher mit dem Zipfel des Rockes ab. Daher sehen ein paar Chineser bei einem Besuche mehr Puppen ähnlich, die durch ein Räderwerk bewegt werden, als Menschen. Der chinesische Bauer macht mit einem andern Bauer mehr Komplimente, als bei uns unter den vornehmsten Personen gewöhnlich sind.

Fast eben so schlimm ist es bei den Perfern, die sind auch in Worten so komplimentenreich und übertrieben höflich. Wenn sie z. B. Jemanden, dem ein Verwandter gestorben ist, bedauern und ihm zugleich wünschen wollen, daß er desto länger leben möchte, so sagen sie ungefähr so: der Verstorbne hat Ihnen ein Geschenk mit den Jahren gemacht, die er noch hätte leben können. —

Meine Kinder konnten freilich nicht gleich begreifen, wie das gemeint sey, bis es Herr Werner Ihnen deutlich machte. Mit diesem

Ausdrucke, fuhr er fort, ereignete sich denn einmal ein hübscher Spas. Abbas der Zweite, König von Persien, gab einem seiner Generale einen weissen Bären in Verwahrung, den er aus Russland geschenkt bekommen hatte. Zufälligerweise starb der Bär. Als denn der König sich einmal nach ihm erkundigte, wollte der General recht höflich seyn, und sagte: Er hat Eurer Majestät ein Geschenk mit dem Antheil gemacht, den er noch am Leben hatte. — Abbas, der ein sehr kluger Regent war, lachte aber den General nicht wenig aus, und sagte ihm, er werde doch nicht die Jahre seines Königs durch die Jahre eines Bären verlängern wollen. —

Franz. Ei, ei, der Herr General wurde ja, indem er höflich seyn wollte, recht unhöflich.

Berner. Nicht anders. So geht's aber leicht, wenn man eine Sache übertreibt, und ich will Euch daher recht sehr warnen, daß Ihr bei der Höflichkeit auf der goldnen Mittelstrasse bleibt, das beobachten lernt, was bei uns als Regel des Wohlstandes gilt, dabei aber nicht Ziererei und gezwungenes Wesen für Höflichkeit haltet.

Eduard.

Eduard. Wissen Sie uns denn nichts mehr von der oft so sonderbaren Höflichkeit mancher Nationen zu erzählen, Herr Werner?

Werner. O! ich könnte Euch noch viel, sehr viel erzählen, allein — Ihr würdet doch aus allem nur das lernen, was Ihr auch schon aus dem lernen könnt, was ich Euch bis jetzt gesagt habe, daß es nämlich überall, unter den gesitteten Völkern nicht nur, sondern selbst unter den rohen, gewisse Gesetze giebt, die man beim Umgange mit andern beobachtet. Was sich aber hieraus für eine Regel für Euch ergiebt, werdet Ihr nun wohl leicht errathen.

Gustav. Wahrscheinlich wohl, daß man sich in dem Lande, wo man lebt, nach dem richten muß, was in diesen Lande einmal eingeführt ist.

Werner. Allerdings —

Hier wurden wir zu Tische gerufen, wo sich das Gespräch bald auf andre Gegenstände lenkte.

Könnte

Könnte ich doch durch die Mittheilung dieser Abendunterhaltung auch Euch, meine Leser und Leserinnen nützen! dürfte ich doch hoffen, daß auch Ihr ieden guten Rath, der hier meinen Kindern gegeben wurde, Euch gesagt seyn lieffet und ihn befolgtet!

So lange ihr noch in dem Hause Eurer Aeltern, unter Eurem Geschwister, unter Anverwandten und Freunden lebt, wird freilich Blödigkeit, und ein gewisses Vorlautseyn, das in spätern Jahren gewöhnlich in Unverschämtheit ausartet, Euch weniger schaden. Man bemerkt hier diese Fehler zwar auch an Euch, macht Euch auf die Schädlichkeit derselben aufmerksam, und warnt Euch davor; gleichwohl verzeihet man sie Euch hier auch leichter, und liebt Euch doch, wegen manches andern Guten, das Ihr vielleicht an Euch habt. Aber wenn Ihr einst das väterliche Haus verlaßt, in die Welt tretet und mit fremden Menschen in Verbindung kommt, dann ist es etwas ganz anders. — Fremde übersehen solche Fehler nicht so leicht und so oft, und Mancher, der Euch nützen könnte, entzieht Euch vielleicht dieser Fehler wegen seine Liebe und

Zu

Zuneigung, ohne sich weiter die Mühe zu nehmen, das übrige Gute, das Ihr etwa besitzt, näher kennen zu lernen. — Erhaltet Euch also Euer Gewissen rein, gewöhnt Euch, liebevoll und freundlich mit Jedermann umzugehen, bescheiden aber nicht menschen-scheu zu werden, und bildet zugleich Euern Verstand durch Kenntnisse und Nachdenken, durch Umgang mit verständigen Personen, und Aufmerksamkeit auf ihre Gespräche und Handlungen aus. Sehet dabei stets auf eine reine und anständige Kleidung, und beobachtet, ohne ins Gezwungene zu fallen, die Regeln der äußern Höflichkeit. Gebt Euch Mühe, stets gesittet und anständig zu sprechen, gewöhnt Euch keine niedrige pöbelhafte Sprache an, vermeidet aber auch alle Ziererei und alle zu gesuchte Ausdrücke. Beobachtet Ihr das, so bin ich Euch Bürge dafür, daß gute und verständige, gesittete und wohlwollende, Menschen gern mit Euch umgehen, Euch ihre Liebe und Freundschaft schenken, Euch auf mancherlei Art helfen und unterstützen, und das Leben sehr leicht und angenehm machen werden. Ich kenne nichts Schöneres als den Umgang mit gesitteten

sitteten und verständigen Personen, und um sich dazu schon in der Jugend vorzubereiten, weiß ich Euch keine bessern Mittel zu empfehlen, als eben die welche Herr Walthers meinen Kindern empfahl: Ein reines Herz, Bescheidenheit, Wohlwollen und Ausbildung des Verstandes. — Leicht wird dem, der diese besitzt auch die Beobachtung der äußern Höflichkeit, des Anstandes, seyn.

Auflösung der im vorigen Bändchen S 544 aufgegebenen Charade, wo auf der letzten Zeile statt: nöthigt gelesen werden muß: nöthige.

Leinwand.

Meine

Meine jungen Leser und Leserinnen nehmen so gern an allem Antheil, was in meinem Hause vorgeht, besonders wenn es meine Familie betrifft — sie haben Spaziergänge und Reisen mit uns gemacht, Geburtstage, Weihnachten und Weinlesen mit uns gefeiert, in unsrer Gesellschaft fremde Thiere gesehen, und Menschen verschiedener Art kennen gelernt — sie leben also gleichsam mit uns. Es wird ihnen daher gewis nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen erzähle, wie wir diesmal den Weihnachtsabend zugebracht haben. Ich thue es um so lieber, da er sich durch etwas auszeichnete, wodurch meine Kinder mir eine ganz außerordentliche Freude machten und das Glück eines Menschen gründeten, der außerdem vielleicht ein Taugenichts, und eine Last seiner Mitbürger geworden wäre. Freilich werden nicht Alle von Euch, die das lesen, Gelegenheit und Kräfte dazu haben, auf ähnliche Art, wie meine Kinder, Gutes zu erzeugen. Allein viele können gewis ihnen in mancher Rücksicht nachfolgen, thun es vielleicht und machen einen Armen glücklich.

lich. Euch alle wird aber wenigstens diese Erzählung belehren, worinne eigentlich die rechte Wohlthätigkeit bestehe, die unsre Pflicht gegen arme Menschen ist. Könnt Ihr denn auch jetzt nicht so handeln, wie meine Kinder, so werdet Ihr Euch doch diese Erzählung und die daraus gezogene Lehre merken, und einst, wenn Ihr erwachsen seyn werdet, auf die rechte Art wohlthätig zu seyn, Euch Mühe geben.

Das wißt Ihr wohl aus eigener Erfahrung, daß Kinder sich immer viele Wochen vorher auf den Weihnachtsabend freuen; die meinigen schienen besonders diesmal diesen Tag gar nicht erwarten zu können. Herrn Steinau's Weihnachtsliedchen, das ich Euch im vorigen Bande mittheilte, war zwar vorzüglich Heinrich's Liebliedchen geworden, aber auch die andern Kinder sangen es fleißig genug mit. „Nun wie wird's morgen um diese Zeit seyn?“ hieß es den Tag vorm heiligen Abend beim Schlafengehen, „da sind wir noch auf, sind noch lustig“ — „da haben wir unsre neuen Sachen“ — Jedes verrieth dann durch die Frage: „was werde ich nur alles bekommen?“ daß es mehr erwartete,
als

als bloß ein paar Äpfel und Nüsse, und daß es schon Manches gewünscht und gehoft haben möge. — Am heiligen Abende selbst wollte der Abend nicht zeitig genug sich einstellen, ob er gleich zu dieser Jahreszeit, wie Ihr wißt, zeitig genug, und für die Aeltern, wenn sie die Weihnachtsgeschenke für die Ihrigen noch nicht alle beisammen haben, oft zu zeitig sich einfindet. Nachdem endlich Licht angezündet war, wurde noch öfter als am Tage nach der Uhr gesehen, auf jeden Glockenschlag genau gemerkt, und der Schlag ieder Viertelstunde als ein sehr angenehmer Ton mit freudiger Miene und Händeklatschen aufgenommen. Ließen ich oder die Mutter uns ausser der Stube, wo die Weihnachtsbescheerung war, blicken, so fragte da eins: „Sind Sie bald fertig?“ dort ein andres: „Dürfen wir bald kommen?“ — Gegen acht Uhr, welches denn die gewöhnliche Zeit der Bescheerung ist, standen die Kinder im wahren Sinne des Wortes auf dem Sprunge, und als endlich die Mutter rief: „Nun kommt Kinder!“ sprangen sie freudenvoll auf die Stube zu, aus der ihnen die vielen Lichter, das Zeichen der Weihnachtsbescheerung, entgegen leuchteten.

ten.

ten. Nun gieng es denn gang so, wie Herr Steinau in seinem Liedchen erzählt. Eins ums andre sah bald dieses bald ienes von seinen Geschenken an, bewunderte und lobte es, und zeigte es den andern. Die Bücher wurden durchblättert, die Kleider anprobirt, und wenn sich denn hie und da noch etwas fand, was vorher übersehen worden war, da erhob sich ein Freudengeschrei: Ei seht! da finde ich noch etwas!

Denkt Euch nun alles das recht lebhaft, so lebhaft als es die Meisten von Euch aus ihrer eignen Erfahrung wissen, und erinnert Euch dabei, wie froh an solchen Abenden immer Eure guten Aeltern und Verwandten sind, denkt Euch, daß auch ich und meine Frau diesen Abend bei der Freude der Kinder keine kalten Zuschauer blieben, sondern äußerst vergnügt waren, so werdet Ihr mir gern glauben, wenn ich Euch versichere, daß das, was ich Euch nun erzählen will, einen sehr tiefen Eindruck auf uns gemacht, unsre Freude noch um Vieles erhöht habe.

Nachdem nämlich die Kinder sich über ihre Sachen eine gute Weile gefreuet, ihre Herrlichkeiten einander gezeigt, und uns Aeltern

tern

tern mehrmals gedankt hatten, bemerkte ich ein Flüstern unter ihnen, wobei sie mich und meine Frau immer ansahen. Herr Walther gieng ab und zu, sprach leise mit den Kindern, und als er wieder einmal fortgegangen war, wurde ich und meine Frau von den Kindern umringt und wir mußten ihnen in Herrn Walthers Stube folgen, wo wir denn die arme Familie, die Ihr schon aus den vorigen Bändchen kennt, anzutreffen glaubten. Dies war denn auch der Fall; Mutter und Kinder waren da. Aber zu gleicher Zeit war auch der Schlossermeister, der in meinem Hause die vorfallende Schlosserarbeit verfertigt, zugegen. Ich bot ihm einen guten Abend und fragte: ob er sich auch unsre Weihnachtsfreude mit ansehen wolle? Freilich, sagte er, ich bin ja heute eine Hauptperson dabei. Ich wußte nicht, wie ich das verstehen sollte, und die Kinder freueten sich nicht wenig und nickten einander lächelnd zu, als sie sahen, daß ich den Zusammenhang noch nicht errieth. Sehen Sie, fuhr der Schlossermeister fort, ich soll hier den ältesten Knaben dieser armen Familie zu meinem Lehrlinge annehmen und will ihn eben jetzt bei denen,
die

die für ihn gesorgt haben, abholen. — Nun hatte ich zwar etwas mehr Licht in der Sache und sahe etwas davon ein, wurde aber erst durch folgende Erzählung Herrn Walther's ganz belehrt.

Als meine Kinder einige Wochen vor Weihnachten mit Herrn Walther einmal spazieren giengen, hatten sie unter andern auch davon gesprochen, wie sie wohl diesmal den armen Kindern eine Freude zu Weihnachten machen wollten. Gustav, der nun schon über alles in der Welt nachzudenken anfängt, dabei den guten Gedanken äußerte, es sey doch wohl nöthig, daß der älteste Knabe, der schon dreizehn Jahre alt ist, nun zu etwas angehalten würde, wodurch er sich einst seinen Unterhalt erwerben könnte. Freilich, antwortete ihm Herr Walther darauf, das Beste wäre es, wenn der Knabe zu einem Handwerker in die Lehre gegeben würde, aber es sind damit so viele Kosten verbunden. — Wie viel kostet es? fragte Gustav und Herr Walther erklärte ihm, daß der Lehrling ein Bette mitbringen müsse, welches schon etwas ansehnliches koste, und daß das Annehmen in die Lehre, oder das Aufdingen,

gen, wie man es nenne, noch mit vielen Ausgaben verbunden sey, daß der Knabe während der Lehrzeit manches brauche, und daß beim Gesellenwerden auch wieder Geld nöthig sey. Gustav war darüber anfänglich ganz betrübt, sprach aber mit seinem Geschwister und fragte, ob sie wohl etwas aus ihren Sparsbüchsen daran wenden wollten, wenn dadurch dem armen Knaben dazu geholfen werden könnte? Sein Geschwister war es den Augenblick zufrieden. Gustav entdeckte nun auch Herrn Steinau, Herrn Werner und dem Obersten seinen Wunsch und diese waren sogleich bereit, ihm denselben ausführen zu helfen. Herr Walther nahm es über sich, das Fernere zu besorgen, damit der Knabe schon zu Weihnachten aufgedungen werden könnte. Er sprach nämlich mit des Knaben Mutter, dann mit dem Knaben selbst, und da dieser viel Lust zum Schlosserhandwerk äußerte, so entdeckte Herr Walther unserm Schlossermeister diesen Wunsch. Dieser brauchte gerade einen Lehrling und so kam ihm dieser Zufall eben zur gelegnen Zeit. Die

N. Kinderfr. 8. B.

N n

No.

Kosten wurden berechnet, die Kinder gaben einen ansehnlichen Beitrag aus ihren Sparsbüchern, für das übrige sorgten unsre Freunde und Herr Walther. So war die ganze Sache richtig gemacht worden, ohne daß ich und meine Frau nur das Geringste davon erfuhren. Die Kinder wollten uns zum Weihnachtsabende damit überraschen, und durften es uns verschweigen, da Herr Walther darum wußte. Die Mutter war also mit ihrer Familie nebst dem Schlossermeister zu uns bestellt worden, und so fanden wir sie denn jetzt.

Wir Aeltern umarmten, nachdem uns Herr Walther den Zusammenhang der ganzen Geschichte auf diese Art erzählt hatte, unsre Kinder recht herzlich und segneten sie dafür, daß sie die edle Pflicht der Wohlthätigkeit auszuüben sich schon in der Jugend zum Vergnügen machten, und daß sie es hier auf eine Art gethan hatten, wodurch sie den Grund zu dem ganzen künftigen Glücke eines Menschen legten.

Jetzt

Jetzt kamen auch unsre Freunde, Herr Steinau, Werner und der Oberste, und alle drei brachten noch manches von Kleidungsstücken, Handwerkszeug und dergleichen Dingen zur Ausstattung des Lehrlings mit. Meine Kinder fragten den Knaben: „ob er denn auch ein recht geschickter Schlosser werden wolle? wo er als Geselle überall hinwandern werde? ob es ihm nicht lieb seyn werde, wenn er einmal Meister wäre, und könnte sich recht viel verdienen und seiner armen Mutter auch etwas geben?“ — u. s. w. Lauter Fragen, aus denen ich zu meiner größten Freude soviel schliessen konnte, daß auch sie gewiß alle den Vorsatz haben, nützliche Menschen zu werden; und daß sie dabei gute Menschen zu werden, Anlage haben, davon war ich ja eben diesen Abend erst wieder vom neuen überzeugt worden.

Ja, sagte der Schlosser, ich muß gestehen, daß mich's allemal sehr freuet, wenn ich sehe, daß kleine Menschen Mitleid mit andern haben. Lassen Sie Sich da ein Geschichtchen erzählen, daß vor ein paar Tagen vor-

fiel. Sie wissen, daß beim Strizelmarkte viele arme Kinder auf dem Markte sitzen, und kleine Gärtchen, kleine Buxbaumchen, Puppen und dergleichen Dinge feil haben, durch deren Verkauf sie sich ein paar Pfennige verdienen wollen. Ein armes Mädchen mochte also zu diesem Strizelmarkt auch auf den Einfall gekommen seyn, sich einige Fleckchen zusammen zu betteln, und hatte daraus Puppen verfertigt, die freilich erbärmlich genug aussehnen. Sie hatten nicht einmal Wachsgesichter, denn es fehlte dem Mädchen an ein paar Dreiern, um sich solche Gesichter einzukaufen. Die Arme saß also mit ihren ganz schlechten Puppen auch auf dem Markte, und fand natürlich wenige Käufer zu ihrer gar zu schlechten Waare. Endlich kömmt auch ein armes Mädchen und fragt, wie theuer so eine Puppe? „Einen Dreier.“ — antwortet die Verkäuferinn, denn höher bot sie ihre Waare nicht. Aber auch das war der armen Käuferinn noch zu viel, ihre Baarschaft betrug nicht einmal einen Dreier. Seufzend gieng sie von dem Mädchen fort, und fühlte sich gewis unglücklich, daß sie nicht

nicht

nicht eine solche Puppe sich kaufen konnte, die zwar schlecht genug war, ihr aber eben so viel werth gewesen wäre, als reichen Kindern ihre Puppen, die mehrere Thaler kosten.

Auf einmal ruft die Verkäuferinn das arme Mädchen zurück und fragt sie lieblich: „wie viel hast du denn Kind?“ — „Nur einen Pfennig“ — antwortet jene. „Nun da nimm dir nur eine dafür, sagt diese, du bist ja auch ein armes Mädchen wie ich.“ — War das nicht ein schöner Beweis von Mitgefühl eines armen Kindes mit dem andern?

O das war recht schön von dem Mädchen, rief Agnese, wäre ich dabei gewesen, ich hätte der Armen etwas gegeben.

Die Person, die mir's erzählte und es gehört hatte, fuhr der Schlosser fort, war auch deswegen nach Hause gegangen, um den Mädchen etwas zu holen, und sie zu beschenken, als sie aber wieder auf den Markt kam, war das Mädchen schon weg.

„Das arme Mädchen“ riefen meine Kinder.

Doch nun muß ich wohl gehen, sagte der Schloffer und auch bei mir zu Hause Anstalt zur Bescheerung machen, meine Kinder werden sehnlich warten. Er empfahl sich also und nahm seinen Lehrling mit, der sich vorher bei allen seinen Wohlthätern recht herzlich bedankte und vor Freuden weinte. „Ich werde mich Ihres Sohnes wie ein Vater annehmen,“ sagte der Schloffer zu der Mutter des Knaben, und der Knabe nahm rührenden Abschied von ihr. „Sei gut und lerne brav“ das waren die Worte mit denen diese ihren Sohn entlies, und wir alle waren nicht wenig gerührt. Die andern Kinder packten nun auch ihre kleinen Geschenke zusammen, dankten uns, und giengen mit der Mutter nach Hause.

Brav Kinder! Brav! sagte der Oberste als die Mutter mit den übrigen Kindern fort war, das war gut gemacht. Solche Wohlthätigkeit ist die rechte Art. Giebt man Armen bloß Geld, so werden sie dadurch leicht
vera

verführt, es sogleich wieder zu verthun, und mit dem Gedanken sich zu trösten: ich werde doch nicht verhungern, es finden sich ja immer Leute, die sich meiner erbarmen und mir einen Bissen Brod oder einen Pfennig geben — und eben deswegen sind unter den Armen leider! auch so viele liederliche Menschen. Diese betteln sich täglich soviel zusammen, als sie zur täglichen Nahrung brauchen, und gewöhnen sich natürlicherweise durch das Herumschlendern an Müßiggang, Faulheit und Verschwendung der Zeit, statt durch Anwendung ihrer Kräfte sich zu erhalten und zu ernähren. Ihr wißt, daß hier in Dresden Anstalten getroffen sind, um solchen Personen, welche noch arbeiten können, aber betteln laufen, und klagen, daß sie nichts zu arbeiten hätten, Arbeit zu verschaffen. Man läßt im Winter Stuben für sie heizen, damit sie darinne arbeiten sollen. Man giebt ihnen Flachs zum Spinnen und bezahlt ihnen dann das, was sie durch ihre Arbeit verdienen. Aber — immer hält es schwer, diese Leute dahin zu bringen. Ein großer Theil geht durchaus lieber betteln, das

Das ist ihnen bequemer als arbeiten und gefällt ihnen daher besser. Ihr seht aber leicht ein, daß man mehr für die Armen sorgt, wenn man ihnen Arbeit giebt, als wenn man ihnen ein Almosen mittheilt. Seyd Ihr daher einst erwachsen, und es wenden sich Arme an Euch, so verschafft ihnen lieber Gelegenheit zur Arbeit, dadurch sorgt Ihr allemal weit besser für sie, als wenn Ihr ihnen ein Almosen gebt.

Agnese. Wissen Sie was mir einfällt, liebe Mutter? ich werde die Mädchen der armen Frau nähen und stricken lehren, so können sie sich auch dadurch ihr Brod verdienen, und dürfen nicht mehr andre um Almosen ansprechen. Und ich werde Dir dabei gern helfen, setzte Elise hinzu.

Meine Frau lobte den guten Vorsatz: Ich bezeugte meinen Kindern meinen herzlichsten Beifall darüber, daß sie sich dieser armen Familie annehmen und, so viel es ihre Kräfte gestatteten, sie unterstützen wollten.

Zur Freude gestimmt brachten wir den übrigen Abend vollends sehr vergnügt zu,
die

Die Kinder dachten vor lauter Vergnügen an gar kein Essen und würden, nachdem meine Freunde um zehn Uhr sich empfohlen hatten, und ich den Kindern noch ein Stündchen aufzubleiben erlaubt hatte, aus einem Stündchen wohl einige gemacht haben, wenn ich nicht endlich sie ernstlich ans Schlafengehen erinnert hätte.

C h a r a d e.

Ein Wort von vier Silben. Die erste wird vor viele Wörter gesetzt, und diese bedeuten dann das Gegentheil von dem, was sie vorher bedeuteten. Die zweite ist der Name eines Mitlauters. Die dritte und vierte sind ein im gemeinen Leben gewöhnliches Wortchen das so viel heißt als: in diesem Jahr. — Das Ganze ist ein Name den man gewissen Thieren, zuweilen aber auch Menschen — doch nicht zu ihrer Ehre — beilegt.

Am

Am Schlusse des vorigen Bändchens versprach ich es, Euch aus Gustavs Tagebuch die Ausführung einiger von den Sprüchwörtern mitzutheilen, die an seinem Geburtstage besonders gefallen hatten. Herr Walther, der sie auf dem Tische liegen sah, als ich sie eben in die Druckerei schicken wollte, erbot sich zu Euerm Besten, die Sprüchwörter noch etwas zu erweitern; und ich glaube gewis, er wird Euch keinen kleinen Gefallen dadurch erwiesen haben. Ich kann Euch zwar, wegen Mangel an Raum, diesmal nur ein Sprüchwort mittheilen, Ihr habt aber fürs künftige eine Schuldforderung an mich, die ich gewis abtragen werde.

Es

Es wird nichts so klar gespon-
nen, das nicht kömmt end-
lich an die Sonnen.

Personen:

Herr Störmer, ein Pächter.

Frau Störmer.

Fris, }
Karl, } ihre Kinder.

Gottlieb, }
Gottlob, } des Schulmeisters Söhne.

Erster

Erster Auftritt.

(Die Scene ist auf einem Vorsaale, wo Kasten
und Schachteln stehen.)

Vater. Mutter.

Mutter.

Wie ich Dir sage, nicht zwei Hände —
voll mehr — und der Kasten war wenigstens
über die Hälfte gefüllt — Wo ich aber der
Raschkage auf die Spur komme, so will ich
sie auch so auf die Pfötchen klopfen, daß ihr
das Raschen gewiß nicht wieder einfal-
len soll.

Vater.

Ich denke nur, Du erinnerst Dich immer
von einem male zum andern, wenn Du bei
dem Kasten gewesen bist, nicht mehr genau,
wieviel Du drinnen gesehen hast. Du stellst
Dir, wenn Du schon ein Paar Schüsseln voll
herausgelangt hast, den Kasten immer noch
so

so vor, wie er war, ehe Du Deine Schüsseln
fülltest —

Mutter.

Du trauest mir aber auch ein sehr kurzes
Gedächtnis zu. Ich weiß recht gut, was ich
sehe.

Vater.

Aber denke nur, was für ein, ich möchte
beinahe sagen, Fuder Pflaumen vor acht Ta-
gen bei der Kirmes drauf gegangen ist. Das
Gesinde hat ja schnabelirt, als wenn es das
ganze Jahr nichts zu essen bekäme. — Nun
— und unsre lieben Gäste haben es auch nicht
fehlen lassen. Deine Pflaumen sind gar
zu gut, liebes Schätzchen, und da ist's freilich
kein Wunder, wenn man brav zulangt.

Mutter.

Das mag seyn. Je besser sie meinen Gä-
sten schmecken, desto lieber ist mir's. Nur
sollen ungebetene Gäste sie mir nicht wegstibi-
zen, ehe sie noch das Tageslicht erblicken.

Vater.

Die Schuld liegt aber doch wohl an Dir.
Wenn's in der Wirthschaft viel zu thun giebt,
ist

ist man eilig — wenn man eilig ist, vergißt man leicht etwas — was sich am leichtesten vergißt, ist ein Schloßchen abzuschneiden oder einen Schlüssel abzugeben — — Wenn ein Schlüssel an einem Pflaumenkasten steckt, dann ist's so gut, als klebte ein Zettel mit der Ueberschrift daran: Gelegenheit macht Diebe. — Es soll mir nicht viel fehlen, daß nicht Fritz und Karl die Gelegenheit benutzt und sich ein süßes Mäulchen gemacht haben. —

Mutter.

Für unsre Kinder stehe ich, wie für mich selbst, — die habe ich nun mehreremale schon auf die Probe gestellt, seitdem ich einen Pflaumen dieb in meiner Wirthschaft merke. — Gleich in ein Kästchen neben dem großen Pflaumenkasten legte ich neulich fünf und sechszig Stück getrocknete Aepfel und Birnen, und schickte dann zu verschiedenenmalen eines nach dem andern auf dem Vorsaal, mir etwas zu holen, das gleich daneben lag und — nicht ein Stiel hat mir gefehlt. Ich habe die Probe einigemal wiederholt und unsre Kinder allemal treu gefunden.

Wa=

 Vater.

Aber wenn Du nun vielleicht den Schlüssel stecken ließest, und dies war doch wohl möglich, wie ich Dir vorhin bewiesen habe —

Mutter.

Da setze ich meinen Kopf zum Pfande, daß ich diesen nicht stecken lies. Vor ungefähr sechs Wochen, ehe ich die Räscherei merkte, vergas ich ihn manchmal, und ich mag da schon oft bestohlen worden seyn, aber seitdem die Abnahme der Pflaumen zu sichtlich geworden ist, habe ich ihn nicht wieder stecken lassen, das weiß ich nur gar zu gut. Willst Du Dich von meiner doppelten Vorsicht überzeugen, so komm nur ein wenig näher. (Sie führt ihn an den Kasten, der unter zwei andern Kasten in einem finstern Winkel steht.) Außer dem gewöhnlichen Schlosse auch noch ein Vorlegeschlößchen! — Sonst stand der Kasten dort am Fenster, jetzt habe ich ihn in diesen finstern Winkel geschafft — Sonst stand er allemal ganz frei — jetzt habe ich ihn noch unter zween grose Kasten gesetzt. Kein Mensch kann hinein, der nicht erst den Kasten wegnimmt — und doch haben mir
 noch

noch nie so viel Pflaumen gefehlt, als eben, seitdem ich die vorsichtigen Maasregeln gebrauchte.

Vater.

Nun ich will doch nicht hoffen, daß das Gesinde —

Mutter.

Einß von diesem muß es seyn, denn am Tage sind die Kinder in der Schule, und wenn sie nach Hause kommen, ist's ia schon finster, da traut sich keins auf den Vorsaal, das weißt Du wohl —

Vater.

Oder sollten vielleicht Gottlieb oder Gottlob so einen kleinen Appetit —

Mutter.

Ich wüßte nicht, wie die es anfangen wollten, mir Pflaumen zu nehmen. Die kommen ia das ganze Jahr nicht auf den Vorsaal, wenn wir es Karln und Fritzen nicht etwa einmal erlauben, mit den Jungenß Soldaten zu spielen, und da unterstehen sie sich gewis nicht, das Geringste anzurühren, denn Karl und Fritz haben Falkenaugen.

N. Kinderfr. 8. B.

3 f.

3 a.

Vater.

Nun, nun, es wird nichts so klar gesponnen, das nicht kömmt endlich an die Sonnen. Nur Geduld, wir werden dem Diebe schon auf die Spur kommen, und wenn die Geschichte entdeckt ist, dann mögen sie unsre Kleinen nächstens bei ihren gesellschaftlichen Spielen als ein Sprüchwort vorstellen, und dabei die Moral fein zu Herzen nehmen. (ab.)

Zweiter Auftritt.

(Vor der Hausthüre.)

Frik, Karl, Gottlieb, Gottlob,
welche gebackne Pflaumen aus den Taschen essen.

Frik.

Das ist wahr, ein Pfläumchen ist doch etwas Gutes —

Karl.

Und läßt sich so hübsch heimlich essen; ich schnabelire immer in der Schule, ohne daß es Jemand merkt —

Gott-

Gottlob.

Nacht so ein schönes süßes Mäulchen —

Gottlieb.

Aber wenn wir nur nicht einmal auf unsere süßen Mäulchen geschlagen werden — Mir ahndet immer so was, und ich muß Euch gestehen, daß mir eine ganze Handvoll heimlich wegstibizter Pflaumen bei weiten nicht so gut schmeckt, als ein einziger und noch dazu elender gebackener Apfel, den mir meine Mutter giebt —

Fritz.

Je Du Memme — Dir schmecken wohl vor Angst unsere Pflaumen nicht gut? Du sollst keine mehr bekommen. — Aber wo Du uns verräthst, so sollst Du sehen, wie Dir's gehen wird —

Gottlieb.

Das soll mir gar nicht einfallen, denn sonst bekäme ich ja mit Euch zugleich das Birkenhänschen zu kosten. — Nur braucht mich künftig nicht mehr zur Schildwache, denn ich kann vor Herzklopfen kaum stillstehen.

312

Karl.

Karl.

Gut! Du sollst Deiner Stelle entlassen seyn. Desto besser für uns, da kömmt's bei der Theilung nicht so sehr in die Brüche. Aber Gottlob bleibt uns wohl treu?

Gottlob.

Treu, so lange nur ein Pflaumenkern in dem Kasten ist. Aber Brüderchen, seitdem Deine Mutter den Pflaumenkasten in den Winkel unter zween andre Kasten geschoben hat, will die Ausbeute gar nicht mehr so reichlich fallen. Sonst durften wir uns nur hinaufschleichen, den Kasten rücken, daß er hohl stand, unser, aus dem Boden gesägtes, Stück Brett herausziehen und die Pflaumen fielen uns gleich in die Hände. Aber ietzt geht's in der That mislich. Wenn wir sonst unser Brettchen wieder in den Boden fest machten, so sahe es kein Mensch, denn so viel Pflaumen blieben doch immer, daß der Boden bedeckt war. Aber seitdem ich an der Seite ein Stück herausgesägt habe, ist mir wirklich Angst, daß es die Mutter nicht einmal gewahr wird, oder beim Herumwühlen wohl gar herausstößt —

Frik.

Frik.

Ueberhaupt muß das Ding künftig weit behutsamer angegriffen werden, denn als ich heute in des Vaters Stube etwas suchte, da hörte ich deutlich die Mutter ihre Klagen über das Pflaumenstehlen wiederholen, wovon sie uns neulich schon erzählte und wobei sie uns so scharf in die Augen sah, als wollte sie etwas darinn lesen, das sie doch gar nicht lesen sollte.

Karl.

Und auch gewis nicht darinn gelesen hat, denn ich sah sie so starr dabei an, als wüßte ich den Pflaumenkasten nicht einmal stehen. An mir hat sie gewis noch nichts gemerkt, da kenne ich mich zu gut.

Frik.

Ein wahres Glück, daß wir uns neulich durch den halboffenen Kasten mit Äpfeln und Birnen nicht fangen ließen, denn die waren gezählt, so gewis als was.

Gottlob.

Aber höre! ließ denn Deine Mutter gar nichts merken, auf wen sie Verdacht hat? —

333

Frik.

Frik.

Auß Gefinde — und darinn können wir sie denn auch bestärken. Du Gottlob nimmst Deine Kerne, und wenn Du nach Hause gehst, so wirfst Du sie in die Gefindekammer, wo die Fenster immer aufstehen. Dann will ich schon die Gelegenheit heute noch abpassen und die Mutter in die Kammer führen. Da wird sie denn bald einen Kern zertreten und — Niemand als das naschige Gefinde hat ihr dann die Pflaumen gestohlen. (lacht.)

Gottlob.

Herrlich — das geht an —

Karl.

Und künftig nehmen wir uns nicht so viel auf einmal.

Frik.

Richtig, damit die Mutter nicht sogleich wieder etwas merkt.

Gottlob.

Jetzt sagt mir nur vor allen Dingen, wie Ihr es diesen Abend gehalten wissen wollt, wenn wir morgen früh auf den Vogelheerd die Taschen voll mitnehmen wollen, denn Ihr wißt

wißt wohl, da wird einem immer die Zeit lang. —

Frik.

Alles schon ausgedacht — und wie herrlich — Diesmal wollen wir uns noch recht die Taschen voll nehmen — das ist nun einerlei, wenn wir den Verdacht einmal auf's Gefinde gewälzt haben. —

Auf den Abend, wenn der Vater sitzt und schreibt, und die Mutter auf dem Großvaterstuhle nickt, ist die beste Zeit für uns, und dieß ist denn gewöhnlich immer so gegen acht Uhr. Sobald ich alles sicher glaube, öfne ich das Fenster, als wollte ich mich nach dem Wetter umsehen, und werfe Dir ein weißes Tuch zu, zum Zeichen, daß Du nun sicher herein kommen kannst. Ich gehe den Augenblick auch mit dem Lichte heraus, als hätte ich irgend etwas zu verrichten, das Niemand für mich verrichten kann. An der Treppe lasse ich dann meine Pantoffeln stehen, und wir schleichen nun zusammen hinauf auf den Vorfaal, Du mußt natürlich auch ohne Schuhe nur auf den Socken kommen. Und da soll's über die Pflaumen hergehen, daß es eine Art hat.

Alle.

Alle.

Herrlich — prächtig — das soll schmecken. —

Gottlieb.

Nun ich will wünschen, daß alles gut abläuft — ich mag gern nichts davon haben. Ein süßes Mäulchen bei einem Herzen voll Angst — das wäre mein süßes Mäulchen —

Frik.

Furchtsamer Haase — da wird man an Angst denken, wenn man sich was zu schnabeliren holen will — Wie man's treibt, so geht's. Wüßt' ich nicht, daß wir unsre Fädchen so heimlich gesponnen hätten — so würde ich in der That auch vor der Entdeckung zittern. Aber wie man's treibt, so geht's.

Gottlob.

Still! ich höre Jemanden kommen — Ihr habt doch keine Kerne herumliegen lassen?

Alle. (sehen sich um.)

Nicht einen. —

Gott-

Gottlob.

Nun will ich dem Gesinde eine heimliche Freude machen — (ab.)

Gottlieb.

Und ich will nach Hause gehen, "und in meinem warmen Stübchen auf den Abend an Euch denken, wenn Ihr vor Kälte und Angst mit den Zähnen klappern werdet — (ab.)

Karl.

Klappern — hahaha — Du wirst morgen früh mit den Zähnen klappern, wenn wir süsse Pfläumchen damit zermalmen.

Frik.

Der Vater kömmt — er wird nicht wissen, warum wir so erfroren sind — Wir haben einem armen Soldaten etwas von unserm Taschengelde gegeben — Hörst Du, Karl? und uns so lange mit ihm unterhalten. (Beide schlüpfen zur Thüre hinein.)

Drits

Dritter Auftritt.

Abends in der Wohnstube.

Der Vater schreibt. Die Mutter erwacht eben aus dem Schläfe und fängt an zu spinnen. Karl hat ein Buch vor sich.

Karl.

Ja das hätten Sie wohl nicht gedacht, liebe Mutter, daß Ihr eignes Gesinde sie bestehlen würde. —

Mutter.

Das hätte ich nimmermehr geglaubt, denn die Rose kann ich, die ganzen zwölf Jahre, als sie bei mir dient, auch nicht einer Veruntreuung zeihen, und Fieke ist viel zu furchtsam. —

Karl.

Je nun, Pflaumen zu stehlen, dazu gehört eben kein großes Herz — Stille Wasser sind tief. — Und die Rose — konnte denn die in zwölf Jahren nicht einmal einen Pflaumenappetit bekommen? — Ich bin nur froh, daß ich endlich dem Naschmäulchen auf die Spur gekommen bin, sonst hätten Sie am
 Ende

Ende doch wohl mich und Bruder Fritzen für die Diebe gehalten. —

Mutter.

Denke wohl, Euch so erzogen zu haben, daß Ihr mich nicht betrüget.

Karl.

(fällt ihr um den Hals.)

Ja, liebe Mutter, ja — ach! ich glaube, die Pflaume bliebe mir im Halse stecken, die ich Ihnen heimlich wegnähme. Schon der Gedanke, wie wenn du einmal eine Handvoll nähmst — schon dieser könnte mich beunruhigen. Sie sagten ja immer, ein gutes Gewissen — ein sanftes Ruhelassen.

Mutter.

Behalte dieses Sprüchlein immer vor Augen und im Herzen, lieber Karl! so wirst Du nie eine unrechte Handlung begehen.

Karl.

Ja das will ich auch, liebe Mutter, das will ich. —

Vater. (während er schreibt.)

Aber wo bleibt denn Fritz, der ist ja schon eine gute Viertelstunde zur Thüre hinaus?

Es

Es ist doch sonst seine Sache nicht, sich Abends
so lange ausser der Stube aufzuhalten.

Mutter.

's ist auch wahr, es wird ihm doch nicht
etwas begegnet seyn? Ich muß doch sehen.
(will fort.)

Karl.

(nimmt ihr das Licht aus der Hand und ist in
Verlegenheit.)

Lassen Sie mich gehen, liebe Mutter, es
ist heute eine schneidende Kälte. —

Mutter.

Ich bin warm angezogen, immer bleib,
bleib lieber Karl — in deinem dünnen Jäck-
chen — ich sollte ohnedem schon vorhin dem
Vater seine grüne Lampe aus dem Vorsaal
oben holen, da kann ich sie jetzt gleich
mitbringen. — (ab.)

Karl.

(in der größten Verlegenheit.)

Ach ich möchte beinahe nachgehen und mir
Brüders Grammatik aus Ihrer Stube mit
holen — ich — ich — ich komme gleich wie-
der. —

Vater.

W a t e r.

Bleib, Karl, die kannst du hernach holen.
Jetzt zieh mir einmal hier auf ieder Seite drei
Linien zu Thalern, Groschen, Pfennigen.
(Er giebt ihm ein Papier, Karl langt darnach, läßt
es aber fallen) Warte! ich will Dir Finger
machen — Da.

K a r l.

Die Hände sind mir verflommen. —

W a t e r.

Wohl in der warmen Stube? — Frisch,
frisch! ich brauche das Papier, hier linire
gleich an meinem Tische.

K a r l.

(läßt die Feder aufs Papier fallen,) Ah —

W a t e r.

Kannst Du denn nicht Acht geben? Hier
nimm diesen Bogen —

K a r l.

(linirt ganz schief vor Angst —)

W a t e r.

Nun was fehlt Dir denn, ich dächte gar
Du zittertest?

K a r l.

Karl.

Die Kälte, lieber Vater, die Kälte, ich kann mich gar nicht erwärmen. —

Vater.

Hast doch den ganzen Abend nicht darüber geklagt. —

Mutter

(Kömmt wieder herein, Fritzens Pantoffeln in der Hand.)

Nun möchte ich nur in aller Welt wissen, wer so nachlässig ist, die Pantoffeln an der Treppe stehen zu lassen. —

Karl. (ängstlich.)

Mir gehören sie nicht. —

Mutter

Hatte denn Fritz schon seine Pantoffeln an, als er hinausgieng?

Karl.

Nein — nein — ich dächte nicht — das Gesinde hat sie vielleicht hereintragen wollen und sie in Gedanken stehen lassen, während ihm noch etwas einfiel. Die Fiecke vergißt ja immer etwas.

Mut-

Mutter.

Kann seyn — aber, dafür will ich sie auch verb scheuern — ich kann nun einmal solche Nachlässigkeiten nicht ausstehen. (im Abgehen) Will Dir gleich deine Lampe bringen, Väterchen. —

Vater.

Schaff mir Frixen bald her, er muß auch liniren, die Rechnungen müssen diesen Abend schlechterdings noch fertig werden.

Karl.

Ich will ihn suchen. (will fort.)

Vater.

Bleib, sage ich, und linire, sonst muß ich alsdenn warten.

Karl

(linirt schief, weil er immer ängstlich nach der Thüre sieht. Der Vater schreibt fort.)

Vater. (nach einer Pause.)

Nun weiß her — schon wieder schief? — Hast Du denn heute schiefe Augen oder ein schiefes Lineal? — (Unwillig.) paß auf! sonst —

Mut-

 Mutter.

(welche schnell hereintritt und die Thüre aufläßt,)
 Väterchen, auf dem Vorsaale ist's nicht richtig — 's soll mir nicht viel fehlen, es ist wieder ein Pflaumenmäuschen, das so klappert. Als ich die Treppen hinansteigen will, höre ich etwas oben rascheln — ich bleibe stehen und das Rascheln dauert fort. — Es ist in der Gegend des Pflaumenkastens, ich wette, was Du willst. — Vorbei kann das Mäuschen nicht, darum habe ich die Stubenthüre aufgelassen.

Vater.

Warte — warte, Naschmaul — dasmal sollst du eins drauf kriegen, daß dir die gebackenen Pflaumen im Halse stecken bleiben — (Legt die Feder hin und langt nach einem großen Stocke.) Willkommen bei der Maussefalle! will ich damit zu ihm sagen. —

Karl. (ängstlich.)

Soll ich indes hier bleiben? —

Vater.

Ja, und wenn Fritz kommt soll er Dir helfen. —

Vater

Water und Mutter

(gehen ab, aber kaum sind sie vor der Thüre, so hört man beide rufen:)

Halt Zeisige, halt —

Water

(mit Frixen, der in der einen Hand ein Hückchen trägt, und vom Water festgehalten wird.)

Laß Dich doch bei Lichte besehen, Pflaumendieb! — Mein Frix — Pfui! — Nichtswürdiger — geh mir aus den Augen!

Mutter

(mit Gottlob, der den Mund voll hat und kaut, und in der linken Hand ein Tuch mit Pflaumen trägt —)

Bube, Du hast meine Kinder verführt —

Gottlob (weinerlich.)

Ober Ihre Kinder mich —

Karl

(sitzt ganz stumm und sieht ängstlich zu.)

Mutter (zu Frix.)

Also deswegen standen die Pantoffeln an der Treppe, damit Du desto heimlicher die Treppe hinaufschleichen konntest? — (Zu Karl) Und Du, gottloses Kind, mußttest
 M. Kinderfr. s. B. U a a ge-

gewiß davon, und konntest so frech seyn; während Dein Bruder mit Deinem Vorwissen stahl, alles auf's Gesinde zu schieben und Dich mit einem guten Gewissen weiszubrennen? — Pfui, Heuchler, geh mir aus den Augen —

Karl

(fällt der Mutter, Frik dem Vater um den Hals.)
Vergebung — Vergebung —

Vater.

Jetzt erzählt Ihr mir alles haarklein, durch welche Künste Ihr Eure Naschmäulchen befriedigt und mein treues Gesinde in den Verdacht der Untreue gebracht habt. Nicht wahr, Ihr habt die Pflaumenkerne in die Gesindekammer geworfen?

Gottlob, Karl, Frik

(weinen und können vor Schluchzen nicht antworten.)

Vater.

Buben, gottlose Buben, die Ihr Eure schlechten Handlungen auch noch ehrlichen Menschen aufbürdet! — Gottlob! Du kennst Deines Vaters rothen und weissen — der
gehört

gehörte dießmal auf Deinen Buckel — ob er ihn darauf tanzen lassen will, steht bei ihm, aber erlauben wird er mir es gewis, daß ich Dich auf den Sonntag auf ein Stündchen zu einem kleinen Schauspieler mache — das soll Deine Strafe bei mir seyn. Karl und Fritz werden Dir schon helfen —

Karl. (ängstlich.)

Sie werden doch nicht lieber Vater — strafen Sie mich, wenn Sie wollen, und so hart, als ich es verdient habe — Nur lassen Sie mir meine Geburtstagsfreude —

Vater.

Wenn Euch insgesammt die innigste Verachtung eines Vaters und einer Mutter, die Euch sonst so zärtlich liebten und nun verabscheuen, bis Ihr Euch in der That gebessert habt — wenn Euch dies nicht genug strafft, so seyd Ihr sehr böse Menschen, an denen wohl ieder Schlag verloren seyn möchte. — Indes müßt Ihr es doch noch auf eine Art empfinden, daß Ihr gesündigt habt, die Euch, wie ich hoffe und wünsche, wenigstens eine Zeitlang ein kleiner Denkjettel seyn soll,

A a a 2

wenn

wenn Euch ähnliche Stückchen wieder einfal-
len könnten —

Mutter.

Etrafe sie hart, Vater, so hart, als sie
es verdienen, die gottlosen Kinder — uns
so zu hintergehen —

Vater. (zu Karl.)

Die Gesellschaft, welche einmal zu Dei-
nem Geburtstage gebeten ist, wird noch er-
scheinen, aber nicht, um Euch Buben zu un-
terhalten, sondern als Zuschauer der Vor-
stellung eines Sprüchwortes, in welchem Eure
ganze schöne That haarklein vorkommen soll.
Dies Stück wird den Titel führen: Es ist
nichts so klar gesponnen, das nicht
kommt endlich an die Sonnen. Die
Rollen mögt Ihr unter Euch selbst so verthei-
len, wie Ihr sie eben zu unsrer tiefen Krän-
kung gespielt habt. — Jetzt haltet Euch ru-
hig, Buben, so lange bis meine Rechnung
fertig ist, sollte es auch bis um zehn Uhr dau-
ern — und dann bekennet Ihr, was Ihr ge-
than habt. Ertappe ich Euch auf der gering-
sten Lüge, so fürchtet meinen Zorn.

Als

Als Herr Steinau vor zwei Jahren von der kleinen Reise nach Schandau und den umliegenden Gegenden *) zurückkam, erzählte er uns soviel von Bergen, Felsen und Abgründen, daß mich meine Kinder baten, mit ihnen einmal dorthin zu reisen. Ich versprach es zum nächsten Frühling. Allein tausenderlei Hindernisse und Geschäfte aller Art machten es unmöglich, ob mich gleich die lieben Plagegeister, (denn das sind sie wirklich, wenn ich ihnen einmal etwas versprochen habe) immer dringend daran erinnerten. Die schönen Tage, welche dieses Jahr kurz vor Ostern einfielen, um welche Zeit mir auch meine Geschäfte eine Reise erlaubten, lockten mich denn, mein damaliges Versprechen in Erfüllung zu bringen.

Meine Kinder schienen es ganz aus der Acht gelassen zu haben, und keines erwähnte der Reise auch nur mit einer Silbe. Ihr könnt Euch daher leicht vorstellen, meine iun-

U a a 3

gen

*) Meine Leser werden sich aus dem 3ten Bändchen S. 424 dieser Reise erinnern.

gen Freunde und Freundinnen, wie sie alle die Ohren spitzten und wie sie mich mit weit aufgerissenen Augen ansahen, als ich an einem Donnerstage früh beim Kaffee ganz gleichgültig sagte: Wer Lust habe, eine Fußreise von acht Tagen mit zu machen, der solle mit seinen Füßen Rücksprache nehmen, ob sie auch Lust und Kraft zum Marschiren oder vielmehr zum Klettern haben möchten? —

Alle antworteten, wie mit einer Stimme, daß sie dies gar nicht nöthig hätten, und jedes gab mir durch die heitersten Mienen, Gebärden und Stellungen seine Freude zu erkennen. In dem Augenblicke fiel auch allen mein Versprechen ein — „In die schweizerischen Gegenden von Schandau und Hohnstein?“ — fragte mich eins ums andre, und ich hätte nun um alles nicht zurücktreten mögen, wenn ich ihnen nicht gewis eine ihrer größten Freuden, die Freude zu Fulse zu reisen, hätte vereiteln wollen. Der Tag des Ausmarsches wurde nun von mir auf den Montag bestimmt, damit alle sich bis dahin gehörig vorbereiten könnten.

„Aber unsere Mutter reiset nicht mit, wer wird nun indes dieser die Zeit vertreiben wollen?“

len?“ — sagte ich bedächtig, und sah die jungen Neiselustigen ringsherum mit einem forschenden Blicke an.

Wirthschafterinn Elise war gleich mit dem Entschlus fertig, da zu bleiben, weil doch so manches im Hauswesen zu besorgen sey — und der kleine Heinrich, der sich immer besonders zur Mutter hält, meinte, er werde einst als Kaufmann ohnedem genug reisen müssen, und wolle also auch recht gern zu Hause bleiben. Die übrigen erboten sich zwar auch dazu, aber an ihren Stimmen und Mienen konnte ich es nur zu deutlich merken, in welche Verlegenheit ich eines oder das andre gesetzt haben würde, wenn ich ihr Anerbieten angenommen hätte. Ich lobte Elisen, daß sie die Sorge für die Wirthschaft dem Vergnügen einer Reise vorziehe, und knipp den kleinen Kaufmann zum Zeichen, daß ich mit seinem Entschlusse zufrieden sey, in die Bäcklein. Er wußte sich viel damit, denn, die Zufriedenheit seiner Aeltern verdient zu haben, gilt dem kleinen Heinrich, wie es jedem guten Kinde gelten sollte, mehr als jedes auch noch so lockende Vergnügen.

Wie

Wie vielmal die paar Tage, ehe die Reise vor sich gieng, davon gesprochen wurde, darf ich Euch nicht erst sagen, denn Ihr werdet es schon selbst aus Erfahrung wissen, wie gern und oft Ihr von einem bevorstehenden Vergnügen sprecht.

Ich selbst, der ich zwar in meiner Jugend die Gegenden von Hohnstein und Schandau schon einmal besucht hatte, freute mich doch gleichfalls recht sehr darauf, sie wieder zu sehen, da ich mich ihrer nicht so ganz lebhaft mehr erinnern konnte. Und die allgemeine Freude wurde noch unendlich dadurch erhöht, daß auch Herr Steinau, der von seiner letzten Reise her der Wege noch kundig war, sich erbot, mit uns zu reisen.

Der sehnlich gewünschte Tag brach an, und die Witterung war so schön, als wir sie uns nur wünschen konnten. Alles war in meinem Hause schon munter, ehe noch der Tag graute, und auch Herr Steinau stellte sich sehr zeitig ein. Ein handfester Freund mit einem tüchtigen Knotenstocke in der Hand mußte in einem Felleisen für jeden etwas weiße Wäsche tragen, und so wanderten wir denn gesund und froh zum schwarzen Thore hinaus.

Den Weg über Pillnitz in die Liebethaler Steinbrüche hatten wir schon einmal zu Wagen gemacht, wie Ihr Euch vermuthlich noch erinnern werdet und bis dahin gab es also wenig Neues. Unsre Märsche wurden sehr klein eingerichtet, um die Kräfte der jungen Wanderer nicht zu sehr zu erschöpfen. Wir hielten also in Lohmen unser Nachtquartier. Das alte Schloß, welches hier auf einem Felsen an der Wesenitzbach steht, besahen wir noch, ehe wir uns entkleideten. Es hat aber nichts Merkwürdiges, als seine alte Bauart.

Wir genossen im Wirthshause ein ländliches Abendessen, von fröhlichen Gesprächen gewürzt, legten uns zeitig zur Ruhe und waren mit dem Aufgange der Sonne auch schon wieder auf den Beinen. Nun gieng's auf Hohnstein los. Zur Rechten genossen wir immer der prächtigen Aussicht auf den Königstein, den Lilienstein und die benachbarten Felsen und gerade hin verlor sich das Auge in böhmischen Gebirgsketten. Meine Kinder sangen sich eins, und so trabten wir denn immer etwas bergan auf das heutige Ziel unsrer Wanderschaft los. Auf einmal befanden

den

den wir uns Hohnstein gegenüber auf dem Wartenberge, der vermuthlich von einer alten Warte des Schlosses den Namen erhielt. „Land“ schrieen meine Kinder, als sie das Schloß mit seinen Ruinen auf einem steilen Felsen erblickten, mit einer Freude, als hätten sie mit dem großen Columbus das erste Stück Land von Amerika entdeckt.

Ehe wir unsere Stäbe weiter setzten, weideten wir uns erst an der malerischen Ansicht der Gegend. Tief unter uns schlängelte sich ein einsames Thal, von der Polenzbach durchströmt, zur Rechten erhob sich ein ehrwürdiger Felsen, der Hockstein, (den wir nach Tische auch besuchten,) zur Linken verlor sich das Thal in vielfachen Krümmungen nach Stolpen zu, und gerade vor uns stellte sich das Städtchen und Schloß mit seinen Ruinen, alten Schießscharten und zertrümmerten Mauern, dar.

So mochten wir uns ungefähr eine gute halbe Stunde gelagert haben, dann stiegen wir, den Wartenberg hinab, ins Thal und nun den Berg, auf welchem Hohnstein liegt, wieder hinan. — In dem Städtchen war freilich nicht viel für uns zu sehen. Aber desto

sto

sto mehr reizten uns die prächtigen Aussich-
 ten rings um auf die hohen Gebirge, schrof-
 fen Sandsteinfelsen, schwarzen Wälder und
 tiefen Abgründe; und die Ruinen des alten
 Schlosses, welches in den alten Zeiten den
 Herren Birken von der Duba gehörte und ei-
 ne tüchtige Beste seyn mochte, hatten so viel
 Anziehendes für meine Kinder, besonders für
 Gustav, daß wir eine gute Stunde darinn
 herumkrochen. Die verschiednen Gefäng-
 nisse, die ehemalige Schloßkapelle,
 wo man uns eine viele Ellen lange Stroh-
 flechte zeigte, welche ein Gefangener aus sei-
 nem gehackten Bettstroh mit unsäglicher Mü-
 he fertigte und sich daran über den Felsen
 hinabließ; die Marterkammer, ein
 schauerliches Gewölbe, in welches beinahe
 gar kein Tageslicht fällt, wo man sonst Per-
 sonen, die eines Verbrechens beschuldigt wa-
 ren, durch schreckliche Martern zum Geständ-
 nisse bringen wollte; der Klettenberg, ein
 enges und feuchtes Loch mitten in den Felsen
 gehauen, wo ein Baron von Klettenberg vie-
 ler Betrügereien wegen gefangen saß — dies
 alles durchkrochen meine Kinder mit der größ-
 ten Neugierde und wären nach einer Stunde
 noch

noch nicht fortzubringen gewesen, wenn Herr Steinau nicht erinnert hätte, daß wir vor Tische noch den Bären Garten und Nachmittage den Hockstein besuchen müßten.

Dies reizte die Neugierde außs neue und sogleich gieng's nun in den Bären Garten hinter dem Schlosse, einen engen fürchterlichen Abgrund, der auf beiden Seiten mit Felsen umgeben ist, die alle Augenblicke den Einsturz zu drohen scheinen. Franz und Eduard sahen sich immer schüchtern um, ob nicht etwa bald ein Felsenstück herabgerollt käme, und selbst Gustav und Agnese meinten, dies sey ein fürchterlicher Garten, der wohl für Bären, aber nicht für Menschen angenehm seyn könne. Der Himmel umwölkte sich eben, der Wind fieng an zu heulen, und ich muß gestehen, daß ich selbst froh war, als wir diesen düstern Ort wieder verliesen.

Bei Tische war unser Gespräch natürlich unsre heutige Wanderschaft. Gustav freute sich nur immer der schönen Ruinen des alten Schlosses, und bat Herrn Steinau, ihm eine Geschichte desselben zu verschaffen, sobald wir wieder nach Dresden kommen würden. Franz und Eduard konnten den fürchterlichen

terlichen Bärengarten nicht vergessen, und fragten Herrn Steinau, ob es denn sonst hier Bären gegeben habe?

Steinau. Nicht allein hier, sondern in allen sehr waldigten und gebirgigten Gegenden unsers Vaterlandes gab es ehemals Wölfe und Bären. So wie aber solche Gegenden mehr angebaut wurden, verloren sich diese Raubthiere immer mehr, denn man verfolgte sie überall. Das geschah denn auch hier, und man verwandelte deswegen 1609 einen schauerlichen Grund hinter dem Schlosse in einen Bärengarten. Alle, welche man nun noch habhaft werden konnte, wurden hieher geschafft und dann von da nach Dresden oder Sedlitz zu Bärenhezen abgeholt. Im Jahr 1756 aber wurden sie alle erschossen, weil sie oft aus ihrem Garten zu entweichen suchten und hie und da großen Schaden anrichteten.

Eduard. Wurden sie denn nicht zahm gemacht?

Steinau. Einer und der andre bisweilen. Allein auch mit den zahmen Bären ist nicht immer gut spafen, wie ich Euch schon
ein

einmal erzählt habe. *) Dies erfuhr besonders der König Friedrich August der Erste, der einen solchen zottigen Freund als Staatsgefangnen in den Hohnsteiner Bärenengarten schickte, weil er sich, so zahm er auch war, doch einmal an seinem Leben vergriffen hatte. Der König brachte ihn nämlich aus Pohlen, wo er erzogen und so zahm gemacht worden war, daß er ihn auf seinem Zimmer wie einen Hund bei sich hatte und selbst fütterte. Man warnte den König oft, aber vergebens — er verließ sich auf die Treue des Bären und — hätte beinahe sein Leben darüber eingebüset. Einst frühstückte er ganz allein in Gesellschaft des Bären, hielt ihm zum Spas eine Mundsemmel vor den Rachen, zog sie wieder weg, wenn dieser darnach schnappte und neckte sich so eine Weile mit ihm herum. Der Bär, dem die Geduld ausgieng, ward endlich des Spases überdrüssig, bäumte mit entsetzlichem Gebrülle an seinem Wohlthäter in die Höhe, und drohte, ihn zu zerreißen. Dieser nahm in der Angst einen Tisch und vertheidigte sich so
lanz

*) S. 126. im 5ten B.

lange damit, bis er einen Hirschfänger erwischte, mit dem er seinem Gegner den Kopf spaltete. Der Bär ward bald wieder geheilt, als Gefangener nach Hohnstein geschickt und lebte da noch vier Jahre, bis er endlich in einer Heze zu Sedlitz von einem Auerochsen an die Wand gespiestet wurde. Der König besuchte ihn in seiner Gefangenschaft einigemal, da schien sich denn der Bär seines Verbrechens zu erinnern und bezeugte sich außerordentlich demüthig.

Eduard war über dem Anekdotchen eingeschlafen und nickte immer seinen Beifall zu, ohne zu wissen, wovon die Rede war. Als er erwachte, lachte sein Geschwister ihn aus, daß er so müde sey, und er mußte recht bitten, wenn sie ihm das Bärengegeschichtchen noch einmal erzählen sollten.

Bis um zwei Uhr pflegten wir uns, und dann traten wir die Reise, unter Anführung eines haarfüßigen Freundes, auf den Hockstein an, wo, nach der Aussage der Hirten, die im Thale am Fusse des Berges weideten, eine ganze Braupfanne voll Gold liegen sollte. „Vielleicht finden wir sie, meinte Agnese, dann kommen wir doch viel reicher nach
Dresd

Dresden, als wir abgereiset sind“ und fieng an so tüchtig zuzusteigen, als wolle sie allein die Ehre der Entdeckung haben. — Franz und Eduard kletterten ihr, bisweilen auf allen Vieren, nach, um auch, wie sie uns, die wir bedächtig stiegen, zuriefen, die Schubfäcke voll Gold zu holen. Allein die Begierde nach dem Golde ließ bald mit den Kräften bei allen dreien nach, denn der Weg war so steil und so häufig mit glatten Lannennadeln besäet, daß endlich eins nach dem andern liegen blieb und gestehen mußte, es könne nicht weiter und wolle lieber das Gold im Stiche lassen.

Ich war sehr mit ihrem Geständnisse zufrieden, weil es uns, die wir besser klettern konnten, sauer genug wurde, half ihnen wieder herunter und übergab sie indes einem alten Hirten. Gustavs Ehrgeiz gab seinen Kräften neuen Muth und dieser setzte denn mit uns den Weg fort. Wir gelangten bald an eine zwei Ellen hohe und anderthalb Ellen breite Oefnung in dem Felsen, in welche unser Führer kroch. Wir folgten ihm, wie wohl nicht ohne ängstliche Empfindungen, wie es uns gehen möchte, wenn der Felsen ein

ein

einstürzte und kamen dann durch ein finsternes Felsenzimmer in eine Spalte, die ein bis drei Ellen breit ist, durch die ganze Höhe des Felsens geht, und nur von einem schmalen Strich Himmel ein wenig erleuchtet wird. Unser Führer lehnte sich an die Felswand und pffiff sich ein Stückchen, so sorglos als säß er am Wiesenbach und wir ruheten indes ein wenig aus. Gustav sah immer ängstlich nach dem Himmel in die Höhe, und legte sich an die Wand, als wolle er untersuchen, ob sie auch fest stehe, und ich merkte es ihm deutlich an, daß ihm doch ein wenig bange seyn mochte. Ein Wunder war es nicht, denn wer zum erstenmal so in dem Innern eines Felsens herumkriecht, kann sich gewis so leicht nicht des ängstlichen Gedankens entschlagen, daß die Reise doch nicht so ganz gut ablaufen möchte. Und wenn man auch sich recht gut das Gegentheil vorstellt, so hat doch die enge eingeschlossene Luft so eine zusammenpressende Kraft, daß es einem wirklich ein wenig bange ums Herz wird.

Wir sprachen ihm Muth zu, er ermannte sich bald wieder, und ließ nun auch nicht die geringste Anwandlung von Furcht mehr bli-

N. Kinderst. 8. B.

B b b

cten.

cken. Wir setzten also unsere Stäbe, oder vielmehr Knittel, auf welche wir uns stützten, als ächte Felsenwanderer weiter. Der Weg ward nun gefährlich und mühsam, denn er war mit großen herabgestürzten Felsstücken gepflastert, über welche wir klettern mußten, und so mußten wir unsere Augen eben so sehr auf das beschwerliche Pflaster, als auf unsern Führer richten. Auf einmal war uns dieser aus den Augen und wir befanden uns vor einem drittehalb Ellen hohen und eine Elle breiten Loche, in welches er natürlich gekrochen seyn mußte, weil nirgends ein andrer Ausweg möglich war.

„Verirren kann man sich in einem so engen Gäßchen nicht,“ sagte Gustav und kroch zuerst hinein, um mir zu zeigen, daß ihm der Muth ganz und gar nicht fehle. Wir folgten ihm und befanden uns nun sogleich auf einem acht Ellen langen und breiten und auf drei Seiten mit Felswänden eingeschlossenen Plaze. Freund Baarfus kletterte schon wieder rechts auf einem engen und steilen Wege über breite Felsenstufen weiter — wir ihm nach — und so befanden wir uns denn bald in einem zwölf Ellen langen und breiten Felsenzim-

fenzimmer, und waren herzlich froh, hier wieder ein wenig ausruhen zu können, denn das beschwerliche Klettern und die dicke eingeschlossene Luft hatte uns das Odemholen nicht wenig erschwert.

Gustavs Neugierde ließ ihn nicht lange auf einem Flecke bleiben; er streifte in dem Felsenzimmer von Wand zu Wand, machte uns bald auf grose Falze aufmerksam, welche in dem Eingange nach Mitternacht zu eingehauen waren, und zeigte uns zugleich eine Cisterne, die mehr das Werk der Kunst als der Natur zu seyn schien. Vermuthlich, sagte Herr Steinau, der die Falze genau besah, wohnten einst Menschen hier, die sich durch Thüren vor Ueberfällen und Wetter sicherten. Gustav dachte sich nun gleich alte Ritter oder Räuber als die ehemaligen Bewohner und hätte gern die Geschichte um Aufschluß gefragt, wenn ihn Herr Steinau nicht versichert hätte, daß auch nicht die geringsten Nachrichten von den ehemahligen Bewohnern dieses Felsens zu finden wären. Nur auf meine wiederholte Erinnerung riß er sich von dem ihm so merkwürdigen Orte los, um uns zu folgen, die wir schon weiter

kletterten und von unserm Führer sehr ernstlich ermahnt wurden, fein auf den Weg zu sehen.

„Wenn es Dir schon gefährlich scheint, dachte ich, so wird uns Vorsicht wohl noch nöthiger seyn,“ und wir schlichen langsam weiter durch einen engen Weg zwischen tiefen Schluchten, wo wir beständig den fürchterlichen Abgrund vor uns sehen konnten. So kamen wir denn auf einen etwas niedriger liegenden Vorsprung, der mit dem Hauptfelsen in Verbindung stand. Unser Führer zeigte uns hier eine Menge Namen von neugierigen Reisenden, die auch den Hofstein erklettert und sie in den Felsen eingegraben hatten. Indes wir uns nun an der reizenden Aussicht weideten und unsre Blicke bald auf das nahe gegenüber liegende Schloß und Städtchen Hohnstein, bald auf den Königstein, Lilienstein, und die nachbarlichen Felsen in der Ferne, bald auf das grünen Thal unter uns hefteten, kletterte unser Führer, wie eine Katze, auf Händen und Füßen auf die äußerste Spitze dieses Felsenvorsprungs und winkte uns nachzukommen. Sie können hier, rief er, eiserne Haken in dem Felsen sehen,

hen, wo die lederne Brücke hieng, die in den alten Zeiten nach dem Schloß Hohenstein führte. Gustav war gleich fertig, warf seinen Stock auf die Seite und wollte dem Jungen nach. Allein ich hielt den Weg für zu gefährlich, und die Haken selbst für zu unbedeutend, als daß ich es ihm erlaubt hätte, so dringend er mich auch bat.

Wir lachten herzlich über die einfältige Sage, daß eine lederne Brücke diesen Felsen mit dem gegenüberstehenden Hohnstein verbunden haben sollte. Herr Steinau meinte, die Haken möchten den ehemaligen Bewohnern des Felsens vermuthlich dazu gedient haben, Lebensmittel heraufzuziehen, weil sich diese durch die engen Wege, die wir schon zurückgelegt hätten, wohl nicht füglich heraufschaffen lassen möchten.

Die untergehende Sonne erinnerte uns ohnedem an den Heimweg, und so kehrten wir wieder die nämlichen Wege, die jetzt noch weit finsterner und schauerlicher waren, wieder zurück, und waren insgesammt des Kletterns herzlich müde, als wir in dem Wiesenthale anlangten. Eduard, Franz und Agnese erwarteten uns schon lange mit Angst und

Schmerzen, weil sie glaubten, es möchte uns etwas zugestosen seyn, und klammerten sich, froh, daß sie uns wieder hatten, an mich und Herrn Steinau an. Gustav brüstete sich gegen sein Geschwister, als käme er von dem St. Gotthard in der Schweiz, oder wohl gar von dem feuerspeienden Aetna, ließ sich von seinen Brüdern in die Mitte nehmen, und erzählte nun haarklein beinahe jeden Fußtritt. Auch fand er an diesen sehr andächtige Zuhörer, die ihm jedes Wort vom Munde wegstahlen.

Es war schon ziemlich finster, als wir in Hohnstein wieder anlangten und Gustaven hatte die mühselige Reise so mitgenommen, daß er bald anfieng zu nicken und es also fürs Beste hielt, sein zeitigl sich niederzulegen. Auch bei seinem Geschwister stellte sich das liebe Sandmännchen ein, da ihr Erzähler zu nicken anfieng, und so ward denn bald Ruhe im Hause.

Aber desto zeitiger war früh'alles wieder aus den Federn und ich und Herr Steinau schlummerten noch ganz sanft, als die Kinder, welche in einer Kammer neben uns geschlafen hatten, schon mit einander sprachen
und

und nichts sehnlicher wünschten, als daß nur bald der Tag anbrechen möchte. „Heute geht's nach dem Wasserfalle“ rief Franz — „Heute auch auf den Brand“ sagte Agnese, und alle freuten sich. Eduard meinte, er wäre nur froh, daß es doch heute an Dertter gehe, wo er und Franz auch würden mitrollen können. Bisher hatten die Kinder nur leise gesprochen, um mich und Herrn Steinau nicht zu stören, aber sobald sie merkten, daß wir auch munter wären, sprangen alle aus den Betten, kleideten sich so schnell als möglich an, und in einer Stunde war das Frühstück vorbei und alles reisefertig.

Der Marsch gieng also nach dem sogenannten neuen Wege, einem Thale, das nach Königstein führt, und wir befanden uns an dem Wasserfalle, ehe wir es uns vermutheten, denn er ist in einer Gegend, wo man ihn gar nicht sucht. Leider! war auch diesmal eben nicht viel Wasser, dessen Geplätscher uns hätte aufmerksam machen können. Ueber einen Felsen, von grossen und kleinen Sandsteinblöcken, der sechzehn bis zwanzig Ellen hoch in Form eines halben Mondes gethürmt ist, stürzt sich ein kleines
Wald.

Waldwasser auf ein großes vorstehendes Felsstück, das, vermuthlich durch die Länge der Zeit, so ziemlich die Gestalt eines Beckens bekommen hat. Von da schäumt das Wasser, in Staubnebel aufgelöst, vollends herunter, und sammelte sich sonst vielleicht unten in einer Vertiefung, denn der Fuß des Felsens ist weit hinein wie vom Wasser unterwaschen. Jetzt sammelt sich gar keines mehr, und dies bewundert man als eine Sonderbarkeit. Wenn es auch noch so stark herabstürzt, so verliert es sich doch den Augenblick in den Erdboden und kommt erst funfzig Schritte davon unter den Steinen wieder hervor.

Wir bedauerten es, daß wir gerade zu einer Zeit kommen mußten, wo das Waldwasser so klein war und besuchten nun den Brand, einen Felsen, von dem ich Euch, meine jungen Freunde, weiter nichts sagen kann, als daß wir da eine Aussicht genossen, die selbst gesehen, aber nicht beschrieben werden muß, weil die schönste und wortreichste Beschreibung Euch immer bei weitem nicht das schildern könnte, was man hier mit einemmale übersieht. Bittet Eure Aeltern, wenn es ihre Lage erlaubt, mit Euch einmal
 hierher

Hieher zu reisen oder verspart Eure Neugierde, bis Ihr einmal selbst im Stande seyd, Reisen anzustellen, und dann werdet Ihr finden, daß ich Euch gewis nicht zu viel gesagt habe. Meine Kinder wollten gar nicht weiter fort und die Sonne brannte uns schon ziemlich heiß auf den Scheitel, als wir nach Hause giengen.

Ach wenn ich genug Geld hätte, sagte Agnese, so baute ich mir auf so einem Felsen ein Häuschen und da wollte ich mich alle Tage vom neuen eben so herzlich, ja immer mehr, über die schöne Aussicht freuen.

Ich. Glaubst Du denn nicht, daß sie einem am Ende eben so gleichgültig wird, als die rauheste Gegend erträglich, wenn man täglich immer keine andre vor sich sieht? —

Agnese. Ich dünkte nicht.

Ich. Und ich denke wohl. Die schönste Musik wird uns gleichgültig, wie ein Schenkenfantanz, wenn man sie uns stündlich vorspielen wollte — das schönste Kleid kommt uns, je öfterer wir es anziehen, immer weniger schön vor, wenn es sich auch nicht abnutzte — die prächtigsten Zimmer werden seinem Bewohner endlich so gleichgültig, als dem Beteltelmann.

telmanne seine ärmliche Hütte — der reizendste Garten verliert, je öfterer wir ihn täglich durchwandern, für uns an Schönheit, und wir finden weit geringere, und weniger einladende, Anlagen in einem fremden Garten gewis beim ersten Eintritt schöner als die unsrigen — Eben so ist es auch mit der schönsten Gegend. Wir werden endlich ihres Anblicks gewohnt, und die Freuden, welche wir uns täglich davon versprochen, sind bei weitem nicht so groß, als wir sie uns dachten. Dies sagen alle Bewohner schöner Gegenden. Nur selten muß man sich dergleichen Anblicke gewähren, wenn man ihre Schönheiten ganz fühlen will. Die Lage von Dresden findet ieder Fremde entzückend, und es wird ihm schwer sich davon los zu reißen und sie mit den fahlen Gegenden im Churkreise oder dem Brandenburgischen zu vertauschen, und wir, die wir hier geboren und erzogen sind, sehen sie oft mit einer Gleichgültigkeit an, als ob sie nichts, gar nichts Anziehendes für uns haben könnten.

Steinau. Auf meiner Reise durch Italien übersah ich von der Terrasse des Karthäuserklosters San Martino auf einer Anhöhe

höhe hinter Neapel eine Gegend, der an Mannichfaltigkeit, Größe und Erhabenheit, nach dem Urtheil aller Reisenden, gewis keine so leicht gleich kömmt. Ich konnte mich daher nicht enthalten, gerade wie Agnese, einem Karthäusermönche, der eine ganze Stunde stumm wie ein Fisch neben mir gestanden hatte, meinen Wunsch, immer hier zu wohnen, mitzutheilen. „Wie glücklich seyd Ihr doch, mein Vater,“ sagte ich mit einer Art von Begeisterung zu ihm, „wie glücklich in diesem Wohnorte, der Euch die Aussicht in die schönste Gegend der Erde gewährt!“ „Ja“ antwortete er kalt wie Eis und mit gleichgültigem Achselzucken, „so sagen alle Fremde, welche diese Stelle betreten. Für sie ist es das Paradies der Erde — aber für uns — —“ und damit nöthigte er mich denn in seine dunkle Zelle, um ein Gläschen Wein mit ihm zu trinken. Ich dankte, und gieng, unwillig über den Gefühllosen, fort. Als ich aber diese Stelle vier Wochen lang täglich wenigstens zweimal besucht hatte, konnte ich mir die Gleichgültigkeit des Karthäusers recht gut erklären.

Unter

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen waren wir wieder in Hohnstein, und beschloßen nun den übrigen Theil des Tages auszuruhen, um Kräfte zur morgenden Reise zu sammeln. Und dies war auch sehr nöthig, denn wir hatten einen tüchtigen Marsch vor uns, weil wir morgen noch den Ruhstall erreichen wollten, den meine Kinder mit der größten Begierde erwarteten und mit welchem ich auch Euch, meine jungen Freunde, bald näher bekannt machen will, wenn Ihr Lust habt noch weiter in unsrer Gesellschaft zu reisen — und das wollt Ihr doch? — Nun gut! Ihr steht also in Gedanken mit uns früh um fünf Uhr auf, hüpfet mit meinen Kindern vor Freude, daß nun wieder neue Naturschönheiten zu sehen seyn werden, auf einem Beine herum, oder schmieget Euch an mich und Herrn Steinau an und bestürmet uns mit Bitten, die Pfeifen doch ein wenig eher auszuklopfen — haltet schon unsre Hüte und Stöcke in den Händen, um es an nichts zur schnellen Abreise fehlen zu lassen — so ist's doch beinahe so gut, als wäret Ihr mit unsrer Karavane gereiset und geklettert.

So



Sobald wir zur Stadt hinaus waren, fieng Herr Steinau ein Gellertsches Morgenlied an, und wir alle stimmten mit einer Herzlichkeit und Rührung ein, die nur ein Frühlingmorgen in der freien Natur einflößen kann. Als dies vorbei war, that Agnese ihre milde Hand auf, theilte Butterschnitten unter die fröhlichen Wanderer, ach! und diese schmeckten so gut, so gut, als die theuersten und kostbarsten Gerichte, in der Stube und wohl gar in steifer Gesellschaft genossen, nimmermehr schmecken können. Und so befanden wir uns denn unvermerkt am Eingange zu dem tiefen oder Schandauer Grunde, der Euch gewis eben so schauerlich vorkommen würde, wenn Ihr ihn sehen solltet, als er es für meine Kinder war, die beim Anblick desselben nicht wenig erstaunten.

Denkt Euch einmal zwei Reihen blendend weisser Sandsteinfelsen, welche so nahe einander gegenüber stehen, daß nur das Bette eines über Felsenstücken schäumenden Bachs, und ein schmaler Weg für den Wandrer bleibt — denkt Euch, daß fürchterliche Steinmassen oft so weit über den Weg hängen,

gen, daß man sich nicht ohne eine gewisse
 Mänglichkeit darunter wegschleichen kann. —
 Denkt Euch, als blicktet Ihr nach Anhöhen
 und — sähet hier einen freistehenden Absatz,
 auf welchem ungeheure Steinblöcke oft zwei
 und dreifach so frei über einander liegen, als
 sollten und müßten sie den Augenblick herab-
 stürzen — dort einen alten Wartthurm, oder
 ein zerstörtes Schloß, weiter hin eine ge-
 drückte Kugel auf der Anhöhe, und so noch
 mancherlei Gestalten, die aber nichts mehr
 und nichts weniger als weiße Sandsteinfel-
 sen sind, zwischen und auf welchen Tannen
 und Fichten grünen. Könnt Ihr Euch dies
 alles recht lebhaft vorstellen, so habt Ihr
 ein lebendiges Bild vom Schandauer Grund-
 de, das Ihr gewis wieder erkennen würdet,
 wenn Ihr ihn selbst einmal besuchen solltet.

Meine Kinder wurden gar nicht fertig,
 einander auf alle die sonderbargebildeten
 Steinmassen aufmerksam zu machen, und be-
 sonders Gustav war oft um mehrere Schritte
 zurück, stand, wenn wir uns nach ihm umsa-
 hen, auf einem Flecke wie angewachsen, und
 hatte seine Blicke nur immer in die Höhe nach
 den Felsenspitzen gerichtet. An einigen Stel-
 len

Ien fanden wir kleine Wasserfälle, welche der Nachtregen verursacht hatte. Das waren denn immer Ruheplätzchen für Agnese, während Eduard Steine suchte, und Franz seine ganze Stimme erhob, um mit dem Echo sich zu unterhalten.

Eine halbe Stunde mochten wir so gewandert seyn, da erweiterte sich das Thal; aus einem Nebenthale strömte die Polenzbach, vereinigte sich dann weiter hin mit der Sebnitzbach und hieß nun, wie ein Mann, der Lachse fieng, versicherte, die Lachsbach, welche tiefer und reißender strömt, als unsre Weiseritz, und sehr reich an guten Lachsen ist. Der Fang dieses Fisches ist verpachtet, und der Lachsfränger erzählte uns, daß sein Herr, der Amtsfischpachter, jährlich zu Anfange des Novembers dreißig bis vierzig Stück in den Hohnsteiner Mühlgraben setzen müsse, wo sie dann mit vierzackigen Gabeln herausgestochen oder auch geschossen würden. Dies ist für die Hohnsteiner allemal ein festlicher Tag und die vorigen sächsischen Regenten fanden sich oft bei diesem Feste ein.

In Schandau, einem Städtchen an der Elbe in einer reizenden Gegend, das Jhr
schon

schon aus Euern Geographieen näher kennen werdet, hielten wir Mittag und Nachmittags setzten wir denn unsre Stäbe weiter, durch Thäler, in welchen beständig rauhe, fürchterliche Felsen mit sanften Hügeln und steile steinigte Wege mit grünen Wiesenteppichen abwechselten. Die reißende Kirnitzschbach war unser Führer und verschiedene Mühlen eben so viele Ruheplätzchen für uns. Endlich erreichten wir denn ziemlich müde das Ziel unsrer heutigen Wahlfahrt, nämlich die Lichtenhayner Mühle am Fusse des Ruhstalls, eines merkwürdigen Felsens, den wir alle so begierig erwarteten.

Wir konnten schon deutlich unsre Schatten im Mondschein sehen, als wir uns dem friedlichen Nachtlager näherten, und die munteren Wanderer, die vorher bald dahin bald dorthin sprangen, zurückblieben und vorweg liefen, Steine suchten und mit dem Echo sich unterhielten, giengen jetzt so stille neben einander her, daß man das Gras rascheln hörte, über welches sie hinschlüpfen. Das machte die Müdigkeit.

Unser Wirth war ein freundlicher Mann, der das Müßchen wohl zehnmal hinter einander

der

der abnahm und wieder aufsetzte, vor Freude, daß ein so liebes Bäckchen, mit welchem Titel er uns beehrte, unter seinem schlechten Dache Herberge halten wollte. Und sein Weib, eine herzige Frau, konnte sich gar nicht satt wundern, daß die Stadtpürschchen, wie sie meine Knaben nannte und dabei auf die Achseln klopfte, so weit laufen könnten. „Ne das Jemers hätte o das Günferchen hot kinnen ä su weit strampeln“ — sagte sie zu meiner Agnese, drückte ihr traulich die Hand, und kam nun mit einer Menge Entschuldigungen angezogen, daß sie nicht Betten genug habe, daß wir auf ihren Plauzen doch nicht schlafen würden, wenn sie sie auch recht gern hergeben wollten, daß sie auch nicht ein Loth Fleisch im Hause habe u. s. w. Wir versicherten sie, daß wir nicht des Essens und Trinkens wegen aus der Stadt gezogen wären, und mit unsern müden Beinen auf einem reinlichen Strohlager auch gut schlafen würden, nur solle sie uns fein zeitig wecken, damit wir es vor Müdigkeit nicht etwa verschlafen, früh aufzustehen. Allein sie meinte, nach Sebnitz, wohin wir doch vermuthlich reisen

N. Kinderfr. 8. B. E c c woll.

wollten, kämen wir immer noch Zeit genug, wir sollten lieber recht ausschlafen. Ich sagte ihr nun, daß wir gar nicht hierher gereiset wären, um Sebnitz, sondern um den Kuhstall und die nahen Gegenden zu besuchen. Da hättet Ihr denn sehen sollen, wie weit die Frau Augen und Mund vor Bertwunderung aufris, daß wir so weit laufen könnten, um die olen Klippen zu sehen. Ich suchte ihr in der Geschwindigkeit unsre Neugierde so gut als möglich zu erklären, denn sie glaubte wirklich, wir wollten ihr nur eine Lüge aufheften, dann machte ich sie auf unsre hungrigen Mägen aufmerksam, welche sie auch bald durch eine frische Milch und ein reinliches Butterbrod befriedigte. Ueber Fische erzählte uns der Müller alles, was er von den hiesigen Gegenden wußte, und erbot sich sogar, selbst mit uns zu gehen, wenn wir ihn mitnehmen wollten. Erwünschter konnte uns kein Antrag seyn. Wir dankten ihm für seine Bereitwilligkeit und er hatte nun vollauf zu thun, meinen Kindern nur immer genug zu antworten. „Die Pürschchen werden das Klettern schon satt kriegen“ sagte der Müller endlich, als er sein Mützchen zur guten

guten Nacht abnahm, und die Pürschchen legten mit dem Vorsatz sich auf die Streu, die Prophezeihung des Müllers gewis Lügen zu strafen.

Als die Müllerin kam, uns zu wecken, war bei uns schon längst Lärm auf der Streu, die iungen Reisenden schäckerten darauf herum, nekten die Wirthinn, daß sie doch später aufgestanden sey, als die Stadtpürschchen, und Agnese versicherte sie, sie werde heute wieder so munter strampeln als gestern. Auch Freund Müller war bald mit einem tüchtigen Knotenstocke da, und wir traten nun unter seinem Kommando in einem halben Stündchen schon unsre Wanderschaft an. Der Weg stieg über glattes Nadelholz und verfaultes Moos ziemlich steil in die Höhe und eins ums andre küßte den Erdboden, ohne es zu wollen. Allein dies rührte keines von uns, denn die Neugierde half gar schnell wieder auf die Beine. Jedes sah nur vor sich hin — auf einmal stand der Müller mit einem derben nu da han Se'n Ruhstall still und wir sahen mit Augen voll Bewunderung und Freude, das, was ich Euch eben beschreiben will.

E c c 2

Mit

Mitten durch einen Felsen von mehr als vierzig Ellen Höhe, fürchterlich zusammengehürmt von den größten Steinblöcken, wie von den kleinsten Geschieben, beschattet von malerisch schönen Birken und Fichten, hat die Natur ein ungeheures Thor gewölbet, durch welches man einen großen Theil der Felsenketten der umliegenden Gegend und die böhmischen Gebirge, wie hingezaubert, erblickt. Der Eingang *) dieses großen Felsenthors ist vierzehn Schuhe breit und achtzehn hoch. Die Wölbung läuft sieben und dreißig Schritte fort, wird immer höher und breiter und gewinnt am gegenseitigen Ausgange eine Höhe von zwanzig, und eine Breite von dreißig Schuhen. Vorn am Abhange sieht man erst, daß man sich gewiß einige hundert Ellen hoch befindet, wenn man in den tiefen Haubichtsgrund blickt, in welchem der Fuß des Felsens, der hier gerade herunter geht, ruht. Auf der rechten Seite des Gewölbes vom Eingange her steht die Felsenwand noch einige Ellen weiter vor, und die Natur hat da einen ungeheuern Falz gebildet, in welchem man leicht einen Thorweg anbringen könnte, den man,

eini-

*) Man sehe die Bignette.

einigen Spuren nach, in den alten Zeiten wirklich angebracht hatte. Hie und da sieht man auch einige Vertiefungen, davon die eine ziemlich die Gestalt eines Schilderhäuschens hat, das unser Müller aber lieber für eine Kanzel angesehen wissen wollte, wo man zu den Zeiten der Religionsverfolgungen gepredigt habe.

Links läuft ein dreizehn Schritte langer finsterer Gang, der nur manns hoch ist, und, nach dem Habichtsgrunde zu, eine zwei Schuhe weite Oefnung, in Form eines Halbzirkels, hat. Durch diesen engen Gang führte uns der Müller zu einer fürchterlichen Schlucht, in welche wir ihm nachklettern mußten, wenn wir die höchste Spitze des Felsens kennen wollten. Für Agnese, Franz und Eduard war dies kein Weg, diese nahm Herr Steinau, der dies alles ohnedem schon das Jahr vorher gesehen hatte, indes unter seine Aufsicht und nur ich und Gustav, dem ich schon ein wenig mehr Kräfte und Vorsicht zutraute, krochen dem Müller nach.

Der ganze Felsen ist von oben gespalten und das Tageslicht scheint nur ganz düster in die schauerliche Schlucht, deren Wände so

E c c 3

dicht

dicht beisammen stehen, daß man sich auf die Seite drehen muß, um durchzukommen. Der Weg gieng beinahe ganz gerade in die Höhe und war durch altes feuchtes Moos und verfaulte Blätter so schlüpfrig, daß wir kaum fassen konnten. „Nehmen Sie sich ia fein in Acht, und klammern Sie sich mit Händen und Füßen an die Wände, denn anhalten können Sie sich nicht, wenn Sie einmal rutschen, sind Sie verloren.“ So sprach uns der Müller Muth ein und kletterte voran, Gustav ihm nach und den Beschluß machte ich. Hinter uns war nur ein kleiner Platz, wenn man einmal ins Rutschen kam, so gieng auch die Reise gewiß ganz in den Habichtsgrund und da blieb wohl kein Beinchen ganz.

Je höher wir kamen, desto enger wurde die Schlucht und wir mußten uns endlich wie Essenkehrer mit dem Rücken und beiden Ellenbogen gegen die eine, und mit den Knieen und Händen gegen die andre Wand stemmen, wenn wir glücklich den Ausgang erreichen wollten. Auf der äußersten Höhe des Kuhstalls fanden wir dann ein rundes Loch voll Regenwasser, das von Menschenhänden gemacht zu seyn schien, weiter hin zween tiefe

Kelo

Keller und hie und da noch Löcher und Vertiefungen, die die Natur gebildet haben mochte.

„Nun müssen wir auch ins Schneiderloch, sagte der Müller und stieg drauf los, ohne sich darum zu bekümmern, ob wir ihm auch folgen würden. Er traute auf unsre Neugierde, und wir mußten ihm wohl folgen, da wir nicht Lust hatten die fürchterliche Spalte noch einmal zu durchwandern. Aber leider! war der Weg, den er uns nun führte, beinahe noch gefährlicher. Ehe wir den Felsen erreichten, in welchem sich das Schneiderloch befindet, trafen wir eine Art von Felsenzimmer, das an zwei Seiten Defnungen aber keine Decke hat und mit einigen Lannen bewachsen ist. In den Steinen bemerkte Gustav bald viereckige Löcher, in welchen einst vermuthlich Thüren fest gemacht waren. Von hier gieng es nun nach dem Schneiderloche, in welches ich aber meinen Gustav nicht mitnahm, weil der Weg zu gefährlich war; denn nur auf einem kleinen Rande, der so schmal ist, daß bloß ein Mensch gehen kann, gelangt man zu der Defnung, und noch ehe man diese erreicht, muß

muß man erst über ein Felsstück auf allen Vieren klettern. Rechts hat man die schauerlichen Steinwände und links den fürchterlichen Habichtsgrund. Der Müller war mir aus den Augen in das Loch, ehe ich mich's versah. Mir ward wirklich ein wenig bange, als ich an das Felsenstück auf dem schmalen Rande kam, über welches ich nun klettern sollte, und ich hielt es nach meiner Ueberzeugung doch für zu vorwitzig einer kleinen Neugierde wegen mein Leben aufs Spiel zu setzen. Wie leicht konnte mir ein Fuß ausglitschen — wie leicht konnte mir beim Anblick des Abgrundes schwindlicht werden und — meine Familie verlor dann einen Vater, der ausserdem vielleicht noch lange für sie sorgen kann.

Während ich so überlegte und beschlossen hatte, auch nicht einen Schritt weiter zu gehen, guckte der Müller aus einer weiten Oefnung über dem Loch, durch welches er verschwunden war, heraus, und winkte mir nachzukommen. Aber ich versicherte ihn, daß ich damit zufrieden seyn wollte, wenn er mir nachher seine Kletterei beschriebe. Schnell wie eine Kaze kam er wieder rücklings

lings herausgeflettert, und sagte mir nun, er habe aus der ersten Höhle durch einen engen finstern und einige Ellen langen Gang in die Höhe nach dem eigentlichen Schneiderloche nicht kriechen, sondern sich vielmehr winden und zwängen müssen, denn der Paß sey so enge, daß nur ein kleiner und magerer Mensch gemächlich durchkönne. — Die Höhle sey ungefähr vier Ellen lang und eben so breit und man habe von da eine prächtige Aussicht nach dem Lilienstein und Böhmen.

Ich begnügte mich gern mit der bloßen Beschreibung, da ohnedem nicht viel Merkwürdiges zu sehen war, nur Gustav hatte grose Lust den Weg auch zu versuchen. Allein ich erinnerte ihn, an unsere neuliche Unterhaltung über gefährliche Vergnügungen (S. 494. B. 7.) und er ließ sich nun gern eines bessern bescheiden. Unsre übrige Gesellschaft fanden wir vor dem Gewölbe in einem Kreis gelagert und ängstlich auf unsre Rückkehr harrend. Gustav fragte, warum denn der Felsen der Kuhstall heiße?

Steinau. Diesen Namen erhielt er erst im dreißigjährigen Kriege, wo die Bewohner der hiesigen Gegenden in den dicksten

sten

sten Wäldern und verborgensten Steinklüften, von Kälte und Hunger gemartert, ihr Leben aufs elendeste zubrachten, um nur der Wuth und Mordsucht der Soldaten zu entgehen. Viele trieben nun auch ihr Vieh auf diesen Felsen, um es vor den Plackereien des Kriegs zu sichern und seitdem bekam er den Namen des Ruhstalles. In den ältesten Zeiten war er vermuthlich ein Aufenthalt von Räubern, der sie vor jedem Ueberfall schützte, denn auf der einen Seite ist der schauerliche Abgrund, und auf der andern war der Eingang zu dem Felsenthor durch einen zwanzig Ellen tiefen Graben mit einer Zugbrücke verwahrt. Jetzt ist dieser, wie Ihr seht, größtentheils mit Erde ausgefüllt.

Die Aussicht vom Ruhstall ist fürchterlich schön. Man übersieht da einen großen Theil der Haide oder der mit Recht so genannten sächsischen Schweiz, die von Schandau und Postelwitz in einer Breite von drei bis vier Stunden, vier Meilen weit, bis nach Böhmen sich zieht. Jenen Namen verdient sie, wie Herr Steinau, der in der wirklichen Schweiz ziemlich lange herumgereiset

reiset ist, versicherte, mit völligem Rechte, denn die langen Felsketten von den sonderbarsten und schauerlichsten Gestalten, die freistehenden oft mehrere hundert Ellen hohen Berge, die entweder gar nicht oder nur mit Lebensgefahr erstiegen werden können — die tiefen und engen Abgründe, durch welche sich die Kirnigschbach über herabgestürzte Felstrümmer schäumend wälzt, die weiten und lachenden Thäler, wo nur hie und da einsam eine Mühle steht — die vielen Höhlen, Felspalten und von der Natur gewölbten Keller — alles dies erinnerte ihn, wie er sagte, recht lebhaft wieder an seine Schweizerreise.

Den halben Vormittag brachten wir so auf dem Kuhstalle zu, und als wir nach Hause kamen, fanden wir die Müllerinn in voller Arbeit um uns recht festlich zu bewirthen, so ernstlich ich es ihr auch verboten hatte, unfertwegen sich an ihrer Arbeit etwas zu versäumen. Ne dos Zemers hätte! wann ehs a su hoch gestrampelt is, do will's doch och wuhl weder Kräfte hoben — sagte sie immer einmal uns andre und wir mußten uns
ihren

ihren Eifer nun schon gefallen lassen. Ehe wir noch den Ruhstall bestiegen, war es unser Plan heute noch weiter zu reisen, allein Franz und Eduard waren von dem Klettern so müde, daß wir noch um ein Nachtlager bitten mußten, welches wir auch gern erhielten.

Als wir früh erwachten heulte der Wind durch die zerbrochenen Kammerscheiben und wir alle waren über und über naß. Denkt Euch den Schrecken meiner Kinder — es regnete — und der Himmel hatte sich auch so umzogen, daß an kein Weiterreisen für heute zu denken war, denn wenn es auch bald aufhörte, so waren doch durch den Regen die ganze Nacht die Fußstege in den Thälern so schlüpfrig geworden, daß meine kleinen Wanderer gewiß nicht zum besten sich auf ihrem Marsche befunden haben würden. Wir entschlossen uns also für heute noch Kashtag zu halten, ein Entschluß, den wir nachher nicht zu bereuen Ursache hatten.

Die Knaben vertrieben sich Vormittags damit die Zeit auf eine sehr angenehme und zugleich nützliche Art, daß sie von dem
Mül.

Müller sich den Bau der Mühle, die Beschaffenheit des Räderwerks, und seine Wirkungen, kurz, den Zusammenhang der ganzen Maschine, zeigen und begreiflich machen ließen; Agnese stand der Müllerinn in der Küche bei, damit diese uns desto besser bewirthen konnte; ich und Herr Steinau schwatzten bei einem Pfeifchen, und so vergieng der Vormittag uns allen ohne Langesweile. Ueber Tische brüstete sich Agnese nicht wenig, als das Essen uns allen vortreflich schmeckte, und die Müllerin ihr das Zeugnis gab, sie habe treulich in der Küche geholfen.

Da die Kinder nach Tische darüber plauderten, daß es doch etwas Herrliches sey, zuweilen eine Reise zu machen, daß sie sich es recht sehr wünschten, einst einige Länder gesehen zu haben, horchte unser Wirth hoch auf, und fragte Herrn Steinau, ob er denn da schon viele solche Gegenden wie die seinige gesehen habe? O ja! erwiederte dieser, in der Schweiz giebt es mehrere ähnliche Gegenden, und ich habe Löcher und Höhlen durchkrochen, die wohl zehnmal fürchterlicher waren, als die Felsenklüfte, durch die man hier klettert.

Gustav. Ei, Herr Steinau, heute sollten Sie uns etwas von solchen Höhlen erzählen, denn gerade heute müßten wir uns alles desto lebhafter vorstellen können, da wir mitten unter Felsen und Steinhaufen gewandelt sind; womit könnten wir uns denn auch den Nachmittag wohl besser vertreiben, als damit, da der Regen leider! immer noch nicht nachläßt, und uns nicht erlauben will, aus dem Hause zu gehen.

Herr Steinau, der die Kinder viel zu lieb hat, als daß er ihnen nicht gern, so oft es ihm nur möglich ist, gefällig seyn sollte, meinte denn, er wolle recht gern ihre Bitten erfüllen, und ihnen, da sie es so haben wollten, von den merkwürdigsten Höhlen, die er gesehen habe, etwas erzählen. Die Kinder rückten zusammen, der Müller stopfte sich sein Pfeifchen, setzte sich auch zu uns, und Herr Steinau begann: Wir wollen gleich ein wenig weit gehen, und zwar nach England — wo ich bei dem kleinen Städtchen Castleton in der Grafschaft Derbyshire eine Naturseltenheit dieser Art antraf, die ich nie vergessen werde, eine Höhle nämlich,

lich, die an Umfang und innerer Schönheit wenige ihres gleichen haben möchte. Schon der Anblick von Castleton selbst, das ich von einer beträchtlichen Anhöhe in einem reizenden Thale liegen sahe, welches von Flüssen und Bächen durchschnitten und rund umher von Bergen eingeschlossen war, machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Allein dieser Ort, zu welchem ein schmaler Weg vom Berge herab mich führte, wurde mir bald noch merkwürdiger, durch die in seiner Nähe befindliche Höhle, von der man mir sagte, daß ich sie bald finden würde, wenn ich dem Laufe eines kleinen Flußchens folgte. Ich trat dann meinen Weg an, und war, immer von dem kleinen Flußchen geleitet, nicht lange gegangen, als ich vor einem maiestätischen Felsen stand. Denkt Euch einen der steilsten Felsen, wie Ihr hier so viele gesehen habt, mit grünen Gebüsch bewachsen. Vor so einen nun hatte mich der kleine Fluß geführt. Auf seiner Spitze waren noch einige Trümmer eines alten Schlosses deutlich zu erkennen. Erinnereten diese mich an die Macht der Zeit, die die größten Gebäude und Werke der Menschen zerstört und vernichtet, so

schien

schien im Gegentheil das Gebäude der Natur
 der maiestätische Felsen, der Ewigkeit zu tro-
 gen. — In solche Betrachtungen vertieft,
 stand ich eine Weile in mich gekehrt da, als
 eine starke Stimme mir zurief, ob ich die
 Höhle sehen wollte? Jetzt erst erinnerte
 ich mich wieder an meine Absicht, un-
 tersuchte, wo der Schall herkäme, und
 durfte nicht lange suchen, denn ich be-
 merkte unten am Fusse des Felsens eine ziem-
 lich grose Oefnung, welche, wie man mir ge-
 sagt hatte, der Eingang der Höhle seyn soll-
 te. Die Höhle selbst schien mir freilich stock-
 finster, da ich aus dem hellen Sonnenlichte
 hineinblickte — und ein anderer hätte viel-
 leicht ein wenig sich gefürchtet, ich hatte aber
 mehrere schon gesehen und war also dreister.
 Auch war meine Neugier zu sehr gespannt,
 indem man mich versichert hatte, ich würde
 es nicht bereuen, den Gang in die Höhle ge-
 macht zu haben. Ich sagte also dem Führer,
 der aber nicht so freundlich wie unser Wirth
 war, sondern ein gar rauhes, wildes, Anse-
 hen und ziemlich schmutzige und zerrissene
 Kleider hatte, daß ich ihm folgen wolle.
 Wollen Sie auch über die Flüsse sich setzen
 las.

lassen, an die wir kommen werden? fragte er. Auch dazu verstand ich mich, und so trat ich in seiner Begleitung die unterirdische Wanderschaft an. Der Weg gieng anfangs gleich etwas abschüssig, daher wurde freilich das Tageslicht, das den Eingang noch ziemlich erhellte, ob mir es gleich von außen anders vorgekommen war, immer matter und matter, bis es endlich nur noch sehr wenig dämmerte. Beinahe hätte mich nun doch die Furcht ietzt ein wenig angewandelt, indem mein Führer kein Licht bei sich hatte, und ich endlich ganz im Finstern tappen zu müssen besorgte, als auf einmal meine Furcht verschwand, und Erstaunen und Verwunderung an ihre Stelle tratne, denn was dächtet Ihr wohl, daß ich gewahr wurde? — Ich sah auf einmal ein kleines Dorf, das hier unter dem Gewölbe des Felsens angelegt war, an einer Stelle, wo der Felsen oben eine Oefnung hatte, durch welche das Tageslicht auf die Bewohner dieses kleinen Dorfs herabfiel.

Ein Dorf? riefen die Kinder mit hoher Verwunderung, rückten immer näher an Herrn Steinau, und der höchste Grad der Neugierde zeigte sich in allen ihren Mienen.

N. Kinderfr. 8. B.

D d d

Ein

Ein Dorf, fuhr Herr Steinau fort. Freilich waren die Häuser nur klein. — Weil es nun eben Sonntag war, so wurde der Anblick dadurch noch verschönert, daß viele Einwohner vor ihren kleinen Hütten saßen, froh und vergnügt waren, und die Kinder um die Kisten herum spielten. Hie und da fand ich viele große Räder, auf denen die Bewohner dieser Höhle Seile verfertigen.

Wir giengen weiter, und der aus den Schornsteinen der Häuser aufsteigende Rauch gab, als ich das Dörfchen im Rücken hatte, mir ein schönes Schauspiel, so oft ich zurück sahe. Das durch die Oefnung eingedrungene Tageslicht verlor sich indes immer mehr, je weiter wir von dem Dörfchen uns entfernten, es ward dunkel, noch dunkler, und endlich ganz Nacht, als wir an einer kleinen Pforte standen. Hier brachte uns eine alte Frau aus dem einen Häußchen zwei Lichter, von denen mein Führer das eine, ich das andre nahm. Nun gieng's durch die Pforte. Als diese hinter uns zugemacht war, befanden wir uns auf einmal ganz in der Finsterniß, welche nur durch unsre Lichter ein wenig erhellt wurde. Der Felsen wurde auch hier so
nie

niedrig, daß wir uns tief bücken mußten, um darunter weg zu kommen. Raum hatten wir aber in dieser unbequemen Stellung einige Schritte gemacht, so konnten wir uns nicht nur in die Höhe richten, sondern ich wurde auch für das Bücken reichlich belohnt, denn ich befand mich jetzt in einem so außerordentlich hohen und breiten Felsengewölbe, daß ich das Ende seiner Höhe und Breite nicht absehen konnte, dabei war es so lang, daß wir, zu meinem Erstaunen, wohl eine Stunde darinnen fortwanderten. Doch ich sollte noch mehr überrascht werden. Der Felsen ward allmählig wieder niedriger und wir kamen an ein ziemlich breites Wasser, das, der großen Finsterniß ungeachtet, bei dem Glimmern unserer Lichter einen sonderbaren Widerschein verursachte.

Das viele Schöne und Wunderbare, das ich bereits gesehen hatte, machte, daß ich ohne alle Furcht mich meinem Führer auch ferner überließ. Am Ufer stand ein kleiner Kahn, in welchem Stroh lag. Da mein Führer mir sagte, ich solle nur getrost hineinsteigen, mich aber ganz ausgestreckt niederlegen, weil in der Mitte des Flusses der Fel-

D d d 2

sen

fen das Wasser fast berühre, wäre mir zwar beinahe wieder etwas bange geworden — allein er versicherte mich, es habe keine Gefahr, das Wasser sey nicht tief, und so folgte ich ihm. Er stieg dann bis an den halben Leib ins Wasser und zog den Rahn nach sich. Immer tiefer senkte sich der Felsen, unter dem ich so hinfuhr und berührte endlich beinahe mein Gesicht, indem mich mein Führer darunter hinzog. Doch bald zog er sich auch eben so allmählig wieder in die Höhe, ich erreichte das ienseitige Ufer glücklich und stieg aus.

Agnese (mit einem tiefen Seufzer.) Ist mir doch ganz Angst und bange geworden, indem ich so in Gedanken diese Fahrt mitgemacht habe — in der Höhle selbst machte ich sie gewis nicht mit, ich stürbe für Angst.

Steinau. Die Angst verliert sich, Agnese, wenn man aus mehreren ähnlichen anscheinenden Gefahren glücklich gekommen ist. Ueberdies stand es mir ja hier allemal frei, umzukehren, wenn ich nicht weiter wollte. Es hat mich aber nicht gereut, diese Ueberfahrt gewagt zu haben, die wegen der Lage besonders an der einen Stelle des Felsens
 zwar

zwar unbequem, überhaupt aber doch eben nicht gefährlich war, denn das Wasser war nicht tief, mein Führer wadete ja drinne herum. —

Nachdem ich wieder auf meinen Füßen stand, wurde der Felsen bald hoch, bald niedrig, und der Weg bald breit, bald eng. An den Felsenwänden zu beiden Seiten gab es eine Menge versteinerner Pflanzen und Thiere. Gern hätte ich diese Naturseltenheiten länger betrachtet, aber dann hätte ich mehrere Tage in der Höhle zubringen müssen, und dazu, ich gestehe es gern, hatte ich doch nicht recht Lust. Wir kamen bald an einen andern Fluß — der war kleiner, ein Kahn befand sich auch nicht hier.

Eduard. Da mußten Sie wohl durchwaden?

Steinau. Nein, mein Führer war gefällig, er huckte mich ohne Umstände auf seinen Rücken und trug mich hinüber. Kaum waren wir von da einige Schritte weiter gegangen, so kamen wir wieder an ein schmales Wasserchen, das denn aber in die Länge sich vor uns hin erstreckte, und, wie ich endlich sahe, uns bis an das Ende der Höhle führte.

D d d 3

Der

Der Weg am Ufer hin war naß, schlüpfrig, und zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortsetzen konnte, indessen wanderte ich mit Lust eine Weile an diesem schmalen Ufer hin, als ich auf einmal eine Musik in der Ferne zu hören glaubte. Ich blieb verwunderungsvoll stehen, und fragte meinen Führer, was dies wohl sey?

Eduard. Gewis war noch ein Dorf in dieser Höhle, wo man die Musik machte, die Sie in der Ferne schallen hörten.

Steinau. Diesmal hast Du es nicht errathen, so wenig als ich selbst auf die wahre Ursache fiel. Es war nicht eine künstliche Musik, wofür ich es anfangs hielt, sondern bloß eine Täuschung der Natur. Mein Führer antwortete mir, ich würde es bald sehen, und je weiter wir vorwärts giengen, desto weniger behielten diese Töne Aehnlichkeit mit den Tönen einer Musik, sie wurden immer schwächer, schienen nach und nach ein bloßes Geräusch zu seyn. und lösten sich endlich in ein ganz sanftes Rieseln auf, das dem Rieseln herabfallender Regentropfen glich. Auch war jene Musik nichts weiter als dieses Rieseln, das in der Ferne wie Töne klang.

Ich

Ich sah bald aus der Dicke des Felsens, wie aus einer Wolke, Tropfen herabfallen, die ienes Geräusch verursacht hatten, und nun im Schimmer unsrer Lichter gar schön flimmerten, welche wir aber freilich etwas entfernt hielten, damit der Regenstaub sie nicht auslöschen möchte.

Zimmer am Ufer des kleinen Gewässers wanderten wir fort. Ich sah an den Seiten des Felsens zwar manche Oefnung, die wahrscheinlich wieder zu neuen Höhlen führte, die wir aber vorbeigiengen, als mein Führer mir zurief, nun ia recht aufmerksam zu seyn, auf das, was ich jetzt sehen würde. Meine Erwartung ward also aufs neue gespannt, ich vermuthete wieder ein Dorf, oder glaubte wir würden auf einmal am Ende der Höhle seyn und uns wieder im Freien befinden, aber ich hatte falsch gemuthmaaset. kaum waren wir wieder einige Schritte vorwärts gegangen, so befanden wir uns in einem prächtigen Felsengewölbe, das einem Tempel völlig ähnlich sah; seine großen Bögen ruhten auf Pfeilern, als wären sie von Menschenhänden gemacht, und doch war alles das bloße Werk der Natur. Eine gute
Bier-

Viertelstunde verweilte ich hier, denn ich konnte mich nicht sattsehen an diesem Tempel, der so laut die Allmacht des Herrn der Natur pries. Noch ein paar Minuten nur giengen wir, der Felsen neigte sich immer tiefer und tiefer, und ward endlich so niedrig, daß er mit dem kleinen Wasser, dem wir immer gefolgt waren, zusammensies, welches hier einen halben Zirkel machte. So befanden wir uns dann am Ende der Höhle.

Mein Führer sprang hier hinein, schwamm einige Schritte unter dem Wasser und dem Felsen hin, und kam ganz benezt zurück, um mir zu zeigen, daß es unmöglich sey, weiter zu kommen, wenn nicht etwa der Felsen einmal gesprengt und dadurch vielleicht der Eingang in eine neue Höhle eröffnet würde.

Gustav. Nun mußten Sie also wohl den ganzen Weg wieder zurück?

Steinau. Ja, aber erst führte mich mein Begleiter doch noch an eine andre Stelle, wo ich neue Schönheiten sah. Auf allen Vieren mußte ich ihm nachkriechen, unter Felsen weg, die oft beinahe die Erde berührten, und kaum Platz ließen, um darunter wegzukommen. Indessen gieng es doch,

und

und wir kamen nebst unsern Lichtern glücklich durch die kleinsten Oefnungen. Bald wurde ich durch einen steilen Hügel überrascht, der mitten in der Höhle stand, sehr hoch war, und oben mit seiner Spitze sich wieder an die Decke der Felsen anschloß, so wie ein hoher Berg sich endlich in den Wolken zu verlieren scheint. Ich allein hätte den Hügel wohl kaum erklettert, denn er war naß und schlüpfrig, ich glitt beim ersten Schritte aus, und fiel auf die Nase. Mein Führer ergrif mich aber bei der Hand, und sagte, ich solle ihm nur getrost folgen, er wisse schon festern Fuß zu fassen. Wir stiegen hinauf, ohne zu gleiten. Als wir auf dem Gipfel waren, wo der Hügel wieder an den Felsen anstieß, meinte mein Führer, ich sollte nur auf dem Platze, den er mir angewiesen hatte, stehen bleiben. Das that ich denn und er gieng nun hinunter. Ich verlor ihn aus dem Gesicht, endlich aber sah ich sein Licht tief aus dem Abgrunde heraufscheinen, welches einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährte. Er kam nun zurück, trug mich auf seinen Schultern den Hügel hinunter, und als ich jetzt im Abgrunde stand, hieß er mich mein Licht mit
der

der Hand verdecken, stieg den Hügel hinauf, und ließ sein Licht durch eine kleine Oefnung zu mir herunterschimmern, das denn nicht anders ausfah, als wenn ein einziger heller Stern unter dicken, finstern Wolken herunterglänzte — wieder ein ganz vortreflicher Anblick. Dies war nun das letzte schöne Schauspiel in dieser Höhle. Wir kehrten auf dem engen Felsenwege zurück, sahen den Tempel noch einmal, sahen und hörten den Regengus, ich empfand noch einmal die Täuschung einer fernen Musik, wurde über den einen Fluß getragen, über den andern gefahren, kam in den weiten Raum der Höhle, endlich an das enge Pfortchen, und es war mir, als dämmere der Morgen, da dieses Pfortchen sich öfnete und ich wieder die Hütten sah. Wir stiegen nun hinauf, es wurde allmählich heller und heller, und endlich stand ich mit meinem Führer wieder vor dem Eingange der Höhle, in der ich beinahe einen ganzen langen Nachmittag zugebracht hatte, ohne auf den Lauf der Zeit zu achten, oder ihn bemerkt zu haben. Meine Kleidung hatte freilich ein wenig gelitten, sie sah dem schmutzigen Anzuge meines Führers jetzt beim Austritt aus der Höhle

Höhle

Höhle nicht mehr so ganz unähnlich als beim Eintritt, und meine Schuhe hiengen kaum noch an den Füßen, so sehr hatte das lange Gehen im feuchten Sande und auf harten spitzigen Steinen sie erweicht und zerrissen.

„Das war prächtig“ riefen die Kinder, „das war schön — noch mehr, Herr Steinau, noch mehr, wenn wir Sie bitten dürfen.“ —

Steinau. Weil wir denn einmal in England sind, so will ich Euch etwas von der berühmten Fingalshöhle auf der Insel Staffa, einer von den hebridischen Inseln erzählen. Diese Höhle ist noch nicht allzulange bekannt, übertrifft aber an Schönheit eine Menge anderer Höhlen. Was man unter Basalt für eine Art von Stein verstehe, wißt Ihr. Mit solchen Basaltsäulen ist denn die Insel überall umgeben, als sollten sie dieselbe statt einer Mauer vor den Wellen des Meeres schützen. Vorzüglich schön ist nun die eine Seite der Insel, die südöstliche, wegen der vielen vortreflichen Basaltsäulen. Und hier ist denn auch die berühmte Fingalshöhle, welche ebenfalls von lauter solchen Säulen gebildet ist. Eine Reihe von vier

vierzig Fuß hohen Basaltsäulen von bräunlicher Farbe stehen an beiden Seiten in der schönsten Ordnung wie Orgelpfeifen neben einander. Andre Säulen dieser Art hängen von oben herab und machen gleichsam die Decke der Höhle aus. An den beiden Seiten hin gehen noch einige Reihen niedrigerer Säulen. Das Meer bespült diese Höhle und erhält die Luft in derselben immer rein, auch ist sie sehr hell. So lange das Meer nicht stürmt, kann man auf Bötten hineinfahren, und unbeschreiblich schön ist besonders die Wirkung, welche eine Musik in dieser Höhle macht. Es ist daher sehr gewöhnlich, zu Zeiten, wo die See still ist, in kleinen Bötten diese Höhle zu besuchen, und eine Musik darinne anzustimmen. Ich werde nie den großen Eindruck vergessen, den eine solche Musik auf mich machte, schwerlich möchte man einen Konzertsaal finden, wo die Töne eine angenehmere Wirkung auf den Zuhörer hervorbrächten, als hier in diesem Konzertsale der Natur. Kurz, diese Höhle behauptet in Hinsicht auf Schönheit und Pracht fürs Auge nicht nur, sondern wenn Musik in ihr angestimmt wird, auch fürs

fürs Ohr, gewis den Vorrang vor sehr vielen Höhlen. An Größe und Umfang aber gehört jene bei Castleton unter die vornehmsten. —

Nun könnte ich Euch denn noch eine Menge Höhlen nennen, die ich auf meinen Reisen gesehen, und zum Theil durchkrochen habe, denn fast in allen Ländern sind dergleichen Erscheinungen eben nichts Seltenes, es wird Euch aber gewis lieb seyn, wenn ich Euch nun etwas von der berühmtesten Höhle in Teutschland, von der Baumannshöhle, erzähle.

„Von der Baumannshöhle?“ iubelten die Kinder — „und von den sonderbaren Figuren in derselben, setzte Gustav hinzu, von denen wir schon Manches gelesen haben? — „vom Taufstein, vom Backofen, und vom Pferde“ fuhr Eduard fort, und schien sich nicht wenig drauf einzubilden, daß er schon etwas von dieser Höhle wußte.

Steinau. Ihr kennt ja die Höhle schon so gut, da möchte ich mir lieber von Euch erzählen lassen, statt daß ich den Erzähler mache.

Gustav.

Gustav. Wir haben freilich schon Manches davon gehört und gelesen, lieber Herr Steinau — aber — Sie wissen ja selbst, daß Sie immer mehr auf's mündliche Erzählen von Augenzeugen halten, und so bitte, ich Sie denn im Namen aller, uns als Augenzeuge eine Beschreibung dieser Höhle zu geben.

„O thun Sie's doch, thun Sie's doch“ baten nun alle Kinder — „Ich wäre doch auch neugierig“ setzte der Müller hinzu, stopfte sich sein ausgebranntes Pfeifchen vom neuen, und Herr Steinau nahm denn wieder das Wort, um uns auch die Baumannshöhle zu schildern. Ich erzähle hier seine Schilderung nach, in der Ueberzeugung, daß sie Euch gewis Vergnügen machen wird.

Daß die Baumannshöhle auf dem Harze liege, daß der Harz ein weitläuftiges Gebirge im niedersächsischen Kreise von Teutschland sey — das werdet Ihr, meine Leser, meistens schon aus der Erdbeschreibung wissen, und ich fahre also sogleich mit Herrn Steinau's Erzählung fort.

Es giebt, sagte dieser, in dem weitläufigen Harzgebirge sehr viele Höhlen, die bald

bald

bald von größerm, bald von geringerm Umfange sind, und man entdeckt von Zeit zu Zeit noch mehrere. Unter denen, die man bis jetzt kennt, ist denn die Baumannshöhle schon lange berühmt. Aber seit einigen Jahren ist wieder eine bekannt geworden, die auch so wie die Baumannshöhle nun fleißig besucht wird, und von der ich Euch nachher ebenfalls Einiges sagen will.

Woher die Baumannshöhle ihren Namen habe, das wißt Ihr doch wohl?

Gustav. Ein Bergmann, Namens Baumann, soll in der Nähe derselben nach Erz gesucht, und dabei die Höhle entdeckt haben.

Steinau. Ganz recht, nur mußte der gute Mann diese Entdeckung mit dem, was ihm am liebsten war, mit seinem Leben bezahlen.

Agnese. Wie denn so?

Steinau. Daß auf dem Harzgebirge viel Bergbau getrieben wird, und daß man da besonders viel Silbererz findet, ist Euch schon bekannt. Es wohnen daher auf dem Harze gar viele Bergleute. Nun suchen denn diese, wie Ihr neulich in einer
ner

ner Beschreibung des Bergbaues laſet, immer ſolche Dertter auf, wo es den Anſchein hat, als werde man unter der Erde Erz finden. Oft zeigt ſich nämlich daſ in der Tiefe verborgene Erz ſchon auf der Oberfläche der Berge, auſerdem giebt es noch gewiſſe Merkmale, aus denen man ſo ziemlich mit Gewiſſheit ſchließen kann, ob ein Gebirge Erz enthalte oder nicht? Wo man alſo dergleichen Merkmale findet, und hoffen darf, weiter hinein Erz zu treffen, gräbt man tiefer, und legt, wenn man glücklich iſt, ein Bergwerk an. Baumann ſuchte auch hie und da nach Spuren von Erz, und kam bei dieſer Gelegenheit an eine Defnung. „Vielleicht findeſt du hier Erz“ dachte er, zündete ſich ſein Bruſtenlicht an, kroch hinein, und immer weiter darinne herum, aus einer Defnung in die andre, denn die Sonderbarkeiten, die er fand, reizten ſeine Neugierde. Aber, ſiehe da! auf einmal verloſch ſein Licht, und der arme Mann befand ſich in der Höhle im Finſtern. Zween Tage kroch er nun in dieſer Höhle, wo mehrere Löcher neben einander waren, hin und her, und nur durch einen Zufall kam er am dritten Tage wieder zu dem

dem

dem Eingange der Höhle, und so wieder heraus. Was er für Angst ausgestanden haben mag, läßt sich leicht denken. Auch fanden sich die traurigen Folgen davon zeitig genug ein. Die Angst hatte Baumannen völlig entkräftet, die unreinen Dünste, die er während dieser Zeit eingesogen hatte, waren ihm ebenfalls schädlich gewesen, er wurde, so wie er herauskam, krank, und war in einigen Tagen todt. — Da er aber vorher noch den Seinigen entdeckte, daß in dieser Höhle mancherlei Merkwürdiges zu finden sey, so ließ die Landesherrschaft sie doch genauer untersuchen. Manches Hindernis wurde nun aus dem Wege geräumt, man nannte sie nach des ersten unglücklichen Finders Tode die Baumannshöhle, und versah ihren Eingang mit einer Thüre. Ein Bergmann erhielt die Aufsicht, und da sie eigentlich aus mehreren Höhlen besteht, welche aneinander hängen, so daß man aus einer in die andere kommen kann, wurden Leitern, oder, wie man bergmännisch spricht, Fahrten angebracht, damit man bequem sie besteigen könnte. Und so ist diese Höhle seit dem Jahre 1760 von einer Menge Menschen besucht.

N. Kinderfr. 8. B. E e e sucht

sucht worden, welche auch ihre Namen in ein Buch eingetragen haben, das der dabei wohnende Führer hält. Man findet in diesem Buche die Namen von Fürsten und Grafen, überhaupt von Personen aus allen Ständen, aus allen Ländern und aus allen Welttheilen.

Eduard. Und sollte ich einmal hinkommen, dann fände ich wohl auch Ihren Namen, Herr Steinau?

Steinau. Wenn das Buch noch da ist, in welches ich mich schrieb, und Du meinen Namen suchen willst, wirst Du ihn finden; den Tag, wo ich dort war, will ich Dir gelegentlich einmal sagen, ich muß darüber erst mein Tagebuch nachschlagen. Ich habe auf meinen Reisen überall, wo ich solche Bücher fand, auch meinen Namen gern hineingeschrieben. Es machte mir Freude, beim Durchblättern die Namen vieler Bekannten, die weit von mir leben, zu finden, und mir zu denken, diese waren also auch hier, sahen auch diese Gegend, diesen Ort, diese Merkwürdigkeiten. — Solche Empfindungen waren mir aber immer viel werth und so, glaubte ich, freue es vielleicht auch diesen und jenen, der mich kennt, wenn er hieher käme und meinen Namen fände.

fände. Ich schrieb also auch auf der Baumannshöhle mich in das Buch ein, und trat, von meinem Führer geleitet, den Weg in die Höhle an, nachdem ich vorher einen Bergmannskittel angezogen hatte, welches man zur Schonung der Kleider zu thun pflegt.

Gleich vorm Eingange der Höhle, die eigentlich aus sechs Höhlen oder Abtheilungen besteht, liegen grose Felsenstücke, und eben so findet man welche im Eingange selbst, wo sie links und rechts über einander gethürmt sind. Man steigt denn auf lauter Trümmern dahin, und sieht, daß ehemals, ehe diese Steinmassen herabstürzten, diese Höhle tiefer und weiter gewesen seyn müsse. Auch hört man, wenn man hie und da auf den Boden, oder bergmännisch auf die Sohle der Höhle stößt, einen hohlen Klang, wahrscheinlich giebt es also unter dieser Höhle einen Schlund. Einst deckte etwa eine Erderschütterung diesen Schlund durch eine Wand des Felsens zu, und nun gehet man sicher darüber hin.

Aus dieser ersten Höhle steigt man über ein mit Tropfstein überzogenes Felsenstück, welchem man den Namen des Pferdes gegeben hat, in eine zweite —

Eduard. Hat denn das Felsenstück Aehnlichkeit mit einem Pferde?

Steinau. Es gehört eine sehr große Einbildungskraft dazu, wenn man diese Figur, so wie andre hier befindliche, denen man gewisse Namen beigelegt hat, für das halten soll, wovon sie den Namen haben. Man darf freilich dieses Pferd der Baumannshöhle nicht mit einem Pferde vergleichen, wie es die Kunst aus einem Steine arbeitet — indes verlangt man das auch nicht von der rohen Natur und man nimmt mit dieser Benennung vorlieb, weil sie einmal da ist, obgleich dieses Pferd keine Beine und keinen Kopf hat, und das was den Rücken vorstellt, eher dem Rücken eines Kameels ähnlich siehet, weil es in der Mitte erhaben ist.

Gustav. Gab es in der ersten Höhle weiter keine Figuren?

Steinau. Dia! die sogenannte Nonne und den Frauensrock beide von Tropfstein gebildet. Merkwürdiger als dieses war mir der Brunnen, der mit einem Brunnen alle mögliche Aehnlichkeit hat. Es ist ein Becken wie ein Herz gestaltet, anderthalb Fuß tief, mit hellem wohlschmeckendem Wasser ange-

ge

gefüllt, und — was das Sonderbarste ist — unerschöpflich.

In der zweiten Höhle nun, wohin ich über das Pferd stieg, zeigte mir der Führer zur linken Hand des Mönchs eine Kluft, die wieder mit einer andern verbunden ist, und unter sich wieder Höhlen hat, so daß hier, so viel man bis jetzt weiß, drei Stockwerke von Höhlen übereinander sind, und wer weiß, ob es nicht noch tiefer hinuntergeht? — Die Figuren, die ich hier sah, hatten wieder ihre eignen Benennungen. Eine hieß der Mönch, der aber freilich keine Arme hatte, und dessen Kopf aus einem unförmlichen runden Stücke bestand, auch fehlten ihm Augen, Nase und Ohren. Ferner zeigte man mir die kleine Orgel von drei Reihen Pfeifen übereinander, die aber nicht klangen. Eine Anzahl andrer Figuren hießen das kleine Schloß.

Der Weg zur Leiter, auf der man die dritte Abtheilung befährt, führt wieder über herabgefallene Felsstücke. Hier sieht man nun die grössere Orgel, welche vier Reihen Pfeifen hat, das große Schloß, und den Taufstein nebst den Pathen.

Dieser Taufstein ist nächst dem Brunnen wohl das einzige Stück in der ganzen Höhle, das seinen Namen am meisten verdient. Er ist ganz den gewöhnlichen Taufsteinen, die man in Kirchen findet, ähnlich, unten spitzig und oben breit. Auch hat er oben eine Aushöhlung, wie die Taufsteine haben, und worein die Schüssel mit dem Taufwasser gesetzt zu werden pflegt. An der einen Seite steht dieser Taufstein am Felsen an. Die Steine daneben, welche den Namen der Pathen führen, heißen freilich nur so, weil sie gerade neben dem Taufsteine stehen, denn sonst haben sie gar nichts Auszeichnendes, es sind runde Steine. Der Aberglaube behauptet, es wäre einst hier wirklich ein Kind getauft und die Pathen wären in Stein verwandelt worden, weil sie sich geweigert hätten, Ja zu sagen.

Gustav. Ich dünkte, es wäre eben so lächerlich zu glauben, daß man tief in der Höhle ein Kind getauft habe, als, daß die Pathen Stein geworden wären.

Steinau. Ja wohl ist beides gleich lächerlich, aber wäre es auch noch lächerlicher und unsinniger, so ist es doch dem
Aber-

Aberglauben nie zu schwer, es zu glauben,
 und für baare Wahrheit anzunehmen. —
 Weil man in dieser Abtheilung nun einmal
 einen Taufstein hatte, so wurde ein andres
 Stück mit dem Namen Leichenstein be-
 legt, noch ein paar andre heißen der Tod-
 tenkopf und die Menschenhand. Hin-
 ter dem Taufsteine trifft man ein niedriges
 Gewölbe mit ziemlich ebenen Boden, wo man
 denn um so lieber wandelt, je mehr man vor-
 her zum Theil über Felsentrümmer steigen
 muß, die auch in der vierten Abtheilung häu-
 fig den Boden bedecken. Hier fand ich nun
 ein sehr merkwürdiges Stück, wohl das merk-
 würdigste der ganzen Höhle, nämlich die
 klingende Säule. Sie hat mehr als
 Mannshöhe, ist inwendig hohl, oben nicht
 angewachsen, und giebt beim Anschlagen ei-
 nen ganz vortreflichen Klang, der dem Schal-
 le einer Glocke gleicht. Von den andern
 Merkwürdigkeiten in dieser Abtheilung er-
 innere ich mich ausserdem noch der Pau-
 cken, welche aber keinen Ton von sich ge-
 ben.

Die Sohle oder der Boden der fünften
 Abtheilung besteht aus lauter Bruchstücken,
 wel

welche aber so wie die Steine der ganzen Höhle durch Tropfstein verbunden und gleichsam fest verkittet sind; die sechste und letzte Abtheilung hat ein festes, gewölbtes Gestein zu ihren Seitenwänden. Hier findet man auch keine Figuren weiter. In der fünften aber hat man einem Haufen derselben, der auf vier Säulen zu ruhen scheint, den Namen Delberg gegeben, zur Erinnerung an diesen merkwürdigen aus der Geschichte Jesu Euch bekannten Berg. Auch befindet sich daselbst der Backofen, der ziemlich viel Aehnlichkeit mit einem Backofen hat, und in welchem Steine liegen, welche man zwar Kuchen nennt, an denen sich aber gewiß nie ein Naschmaul bergreifen möchte. —

Gustav. Das Sonderbarste ist denn aber doch wohl der Tropfstein in dieser Höhle?

Steinau. Allerdings, und von diesem Steine sind alle die Figuren, die ich Euch zum Theil genannt habe, gebildet. Eigentlich besteht die Baumannshöhle aus schwarzen Marmor und in der Nähe bricht man ihn auch häufig. In der Höhle ist aber die-
ser

ser Marmor überall mit dem Tropfstein überzogen. Es sammet sich nämlich unaufhörlich an der Decke der Höhle ein kalkartiges Wasser, ungefähr wie an unsern Dächern, wenn es geregnet hat. Diese Tropfen bilden endlich kleine spitzige Zäpfchen und fallen von der Decke herab oder laufen an den Wänden herunter, verhärten sich sehr bald, bekommen nach und nach die Härte eines Steins, und stellen denn allerhand Figuren vor, bei denen die Einbildungskraft noch manches sich hinzugedacht, und ihnen dann Namen beigelegt hat. Das Herunterfallen der Tropfen verursacht bei der Stille, die sonst in der Höhle herrscht, manchen sonderbaren Klang. Uebrigens findet man diesen Tropfstein nicht nur in der Baumannshöhle, sondern fast in allen Höhlen der Welt.

E d u a r d. Woher kömmt aber wohl dieses Wasser?

S t e i n a u. Darüber ist man noch nicht einig. Manche wollen behaupten, der Regen und Schnee, welcher sich auf der Oberfläche der Baumannshöhle sammet, dringe durch gewisse unmerkliche Risse bis zur Decke der Höhle durch, und sintere hier herab.
Wenn

Wenn man aber bedenkt, daß diese Höhle wohl fünf und zwanzig Ellen unter der Oberfläche des Berges ist, und daß man gar keine Ritze in der Decke bemerkt, so ist iene Meinung nicht recht wahrscheinlich. Andre Naturforscher glauben daher, daß dieser Tropfstein überhaupt in den Höhlen selbst erzeugt werde, und von der Ausdünstung und dem Dufte der eingeschlossenen Luft herrühre. Eine Behauptung, die man freilich um so eher als wahrscheinlicher annehmen kann, weil man diesen Tropfstein, wie ich Euch schon sagte, fast in allen Höhlen findet, welche eingeschlossen sind, und keinen Luftzug haben. Beim Scheine der Grubenlichter geben der Ueberzug von diesem Stein, und die Farbenspielungen der herabfallenden Tropfen einen äußerst schönen Anblick.

Nicht so lange bekannt wie die Baumannshöhle, aber eben so merkwürdig, ist die Bielssteins- oder Biels-Höhle in ihrer Nachbarschaft. Als der Wald auf dem sogenannten Bielsstein, einem Berge an dem Flusse Bode, im Jahr 1672 brannte, und man, nachdem das Feuer gelöscht worden war, die Stätte genauer besah, fand man

man hier eine vorher nie bemerkte Oefnung. Man vermuthete gleich, daß auch hier eine Höhle seyn könnte, mehrere Bergleute befuhrten sie, und fanden bei näherer Untersuchung, daß diese Höhle der Baumannshöhle nichts nachgebe, ihr wohl gar vorzuziehen seyn möchte. Indessen wurden doch damals weiter keine Anstalten gemacht, sie näher kennen zu lernen. Erst im Jahre 1788 kam ein Steiger, mit Namen Becker, (Ihr wißt, daß ein Steiger ein Bergmann ist, der die Aufsicht über eine Anzahl Bergleute hat) auf den Einfall, zu versuchen, ob nicht auch diese Höhle fahrbar zu machen sey, und er führte seinen Vorsatz glücklich aus. Abgerissene Felsstücken, die ihm dabei im Wege waren, räumte er weg, Vertiefungen, die er fand, füllte er aus; Hier sprengte er das Gestein durch Pulver, dort brachte er Fahrten an, und so machte er es durch seinen unermüdeten Fleiß, um dessentwillen Ihr gewis den Mann gleich lieb gewinnt, möglich, daß man nun auch diese Höhle befahren kann. Der Steiger bat dann die Regierung in Blankenburg um Erlaubnis, diese Höhle Fremden zeigen zu dürfen,

dürfen, und nachdem man ihm dies erlaubt hatte, versah er sie mit zwei Thüren, damit schadenfrohe Menschen, deren es leider! überall giebt, die Vorrichtungen, die er getroffen hatte, nicht beschädigen könnten. Seit einigen Jahren befährt man nun diese Bielssteinhöhle eben so fleißig als die Baumannshöhle; gleich in den ersten Jahren hatten eine große Anzahl Personen sie besucht. Sie besteht aus zwölf besondern Abtheilungen, und fast jede Abtheilung hat wieder Nebenhöhlen, die aber nicht alle fahrbar sind. Besonders merkwürdig ist es, daß über der vierten, fünften und sechsten Abtheilung wieder eine Höhle weggeht, die also das zweite Stockwerk der darunter liegenden Abtheilungen macht. Mein Führer ließ mich unten, fuhr dann in die obere Höhle und gieng über mir weg, wobei ich seinen Fußtritt unten hörte, welches zuweilen klang, als gienge er auf Brettern. Hin und wieder ließ er sein Licht durch eine Oefnung in dem Boden oder der Sohle der obern Höhle durchschimmern. In der siebenten Abtheilung fand er sich wieder bei mir ein. In ihrem Innern sehen sich

sich die Baumannshöhle und Bielfsteinshöhle sehr ähnlich, auch hier liegen eine Menge Trümmern herum, und sie besteht auch größtentheils aus Marmor. —

Eduard. Und giebt es auch hier Figuren von Tropfstein?

Steinau. Ja genug, so wie der Boden hie und da wohl eine Viertelelle hoch mit Tropfstein überzogen ist. Auch hier haben denn die Figuren ihre Namen bekommen, ich kann Euch aber nicht alle mehr nennen, denn so etwas vergißt sich so leicht, doch fallen mir folgende ein: Eine Ehrenpforte; ein Thron, der über sich eine Decke hat und mit Säulen von Tropfstein umgeben ist, an welchen der Tropfstein ein Gehänge wie Weintrauben gebildet hat — ein Frauenzimmer mit einem Spinnrocken. Ferner giebt es hier einige Wasserbehälter, welche gutes Wasser enthalten — und mehrere spitzige Stücke, die Thürme genannt werden. Eins der vorzüglichsten Stücke ist eine Orgel von einer Reihe Pfeifen, die zum Theil einen Klang geben und zugleich durchsichtig sind. Mein Führer stellte mich vor die Orgel, setzte dann sein Grubenlicht hinter die

die

die durchsichtigen Pfeifen, schlug an einige, und das Auge hatte zugleich in der finstern Höhle ein prächtiges Schauspiel, indes das Ohr durch die melodischen Töne erfreuet wurde. Einen sehr angenehmen Anblick gewährte auch das sogenannte Schneckenhaus, welches von durchbrochener Arbeit zu seyn scheint, und durch das hineingesetzte Licht schön erleuchtet wird. In der einen Höhle hat der Tropfstein mehrere Becken gebildet, die nebeneinander, aber eines immer höher, als das andre, liegen. Läuft nun das Wasser aus einem ins andre, so giebt das einen sehr schönen Anblick, und der Führer nannte es das wellenschlagende Meer. In der zwölften Abtheilung fand ich noch eine Säule, die hohl war, und einen hellen Klang — —

„Hollah! ist Niemand da?“ — schallte es auf einmal vor der Hausthüre. Wir hörten das Wiehern und Stampfen von Pferden, der Müller gieng hinaus, und wir sahen durchs Fenster einen östreichischen Offizier mit seinem Reutknechte, welcher den Müller fragte, ob er hier wohl nach Dresden käme? O! da sind Sie viel umgeritten, antwortete ihm der Müller.

Der

Der Offizier. Kein Wunder! es war ja manchmal ein Nebel, daß man kaum zweien Schritte vor sich hin sehen konnte. Sey er doch so gut, Meister, und gebe er mir einen Boten mit, der mich wieder auf den rechten Weg bringe —

Der Müller. Da müßt' ich eher selbst mitgehen —

Während dieses Gesprächs waren auch wir hinaus in das Haus gegangen, und hatten den Offizier begrüßt. Dieser stieg jetzt ab, machte sogleich Bekanntschaft mit uns, gab dem Reutknecht sein Pferd und gieng mit herein in die Stube. Wir sagten ihm denn, daß er heute schwerlich vollends bis Dresden kommen würde, der Wirth bot ihm Quartier an, wenn er mit einem Lager auf Stroh vorlieb nehmen wolle, und der Offizier entschloß sich bald, da zu bleiben.

Haben Sie Sich denn auch hieher verirrt? fragte er uns.

Wir erzählten ihm, was meine Leser schon wissen, daß wir nämlich mit gutem Vorsatze in dieser Gegend wären, um die Schönheiten derselben kennen zu lernen, und nur auf schöneres Wetter paßten, welches uns auch der
Müller

Müller auf morgen prophezeit habe, um dann noch ein paar Tage herum zu reisen.

So wurden wir denn bald mit diesem Manne bekannter, besonders da er ein Freund von Kindern war, sich mit den meinigen viel abgab, und sie bald dahin brachte, daß sie die wenige Schüchternheit, die sie anfänglich gegen ihn gezeigt hatten, ablegten. Nach und nach rückten die Kinder mit der Erzählung von dem hervor, was sie gesehen hatten, und dabei schien freilich Gustav sich nicht wenig darauf zu gute zu thun, daß er überall gewesen und in den Klüften und Höhlen der Felsen mit herumgekrochen sey.

Als die Erzählung der Kinder vorbei war, meinte der Offizier, das gehe denn nun wohl noch an, in solchen Höhlen herumzukriechen, aber, setzte er hinzu, wenn man in Kriegszeiten in so einer Höhle steckt und den Feind um und neben sich hat, da gehört doch noch ein bißchen mehr Herz dazu, wenn man alsdann nicht verzagen und kleinmüthig werden soll. — Und wie würde es da aussehen, junger Freund? fragte er Gustaven.

Gustav. Ist denn das zuweilen der Fall?

Der

Der Offizier. O ja! Mir wenigstens fällt bei ieder Erzählung von irgend einer Höhle die veteranische Höhle ein, die im letzten Türkenkriege so berühmt geworden ist, weil ein Korps Oestreicher sie lange tapfer vertheidigt hat.

Hier kam der Reutknecht des Offiziers, und sprach einiges mit ihm. Indessen machten sich die Kinder an mich und Herrn Steinau und fragten, was denn wohl das für eine Höhle sey, die der Offizier meine? Ich wollte eben davon erzählen, was ich wußte, als der Offizier sich wieder zu uns setzte, und die Kinder freundlich fragte: ob sie schon etwas von der veteranischen Höhle wüßten?

Sie sagten: Nein. Nun so will ich Euch, fuhr der Offizier ganz freundlich fort, etwas davon erzählen, damit Ihr doch an den Tag denkt, wo Ihr mit einem oestreichischen Offizier in dieser Mühle beisammen gewesen seyd. —

Soll ich meinen Lesern wohl erst sagen, daß meine Kinder über dieses Versprechen sich laut genug freueten, den Offizier umringten und hoch — hoch aufhorchten? — Ihr
M. Kinderfr. 8. B. S f f dürst

dürft Euch ja nur an die Stelle meiner Kinder denken. —

Der Offizier. Doch — ehe ich anfangen — muß ich auch erst hören, was Ihr gelernt habt? — Kinder! Kennt Ihr die Donau?

Gustav. Sie ist der größte Fluß in Teutschland, entspringt in Schwaben, geht durch Baiern, Oestreich, Ungarn, durch die europäische Türkei und fällt endlich ins schwarze Meer.

Der Offizier. Schön, mein Sohn. So oft also der türkische und teutsche Kaiser, dem Ungarn gehört, mit einander Krieg führen, sucht ieder Herr der Donau zu bleiben, um Mannschaft, Proviant und Geschütz frei und ungehindert darauf hin und her zu schicken, oder um über diesen Fluß zu setzen, und den Feind bald da, bald dort anzugreifen, oder ihm zu entkommen. Nun ist die Donau an der türkisch-ungrischen Grenze, wo das Banat liegt, welches auch einen Theil von Ungern ausmacht, zwischen Gebirgen eingeschlossen, so daß zwischen den Bergen und dem Wasser nur sehr wenig Platz übrig ist. Diesen engen Paß suchen denn beide kriegsführende

de

de Partheien zu besetzen, um einander an der Schiffarth zu hindern. In einem vor hundert Jahren geführten Türkenkriege bekam ein oestreichischer General, Veterani, auch den Befehl, diese Gebirge zu besetzen. Bei dieser Gelegenheit benutzte man denn eine Höhle in dem einen Berge, am linken Ufer des Flusses, die ich Euch beschreiben will. Wenn man hier den steilen Berg ein wenig hinangeht, sieht man hinter den Gesträuchern und Dornen eine breite Grube nur etwa zwei Ellen hoch und eine Elle breit. Diese kleine Oefnung ist der Eingang zu einer Höhle, welche so groß ist als der ganze Berg. Sie ist fast ganz finster, und nur durch eine etliche Ellen weite Oefnung am höchsten Gipfel fällt einiges Licht herein. Wodurch aber diese Höhle vorzüglich merkwürdig wird, ist ihr sonderbarer Bau. Mitten in derselben steht nämlich ein großer Pfeiler aus lauter Felsenstücken zusammengesetzt, und scheint also die Decke zu halten. Man hat daher auch zuweilen behauptet, die ganze Höhle sey von Menschenhänden gemacht, und dieser Pfeiler zu ihrer Stütze aufgeführt, altrömische Soldaten sollten ihre Erbauer gewesen seyn.

§ ff 2

Allein

Allein man sieht bei genauer Betrachtung deutlich genug, daß die Natur und nicht die Kunst die Höhle und den Pfeiler hervorgebracht habe. Indessen ist soviel gewis, daß, so oft man in diesen Gegenden Krieg führte, auch diese Höhle allemal besetzt wurde. Den Namen der veteranischen hat sie aber von ienem General erhalten, der sie auch besetzen ließ, sie endlich aber den Türken überlassen mußte.

Im letzten Türkenkriege standen unsre Truppen 1788 in dieser Gegend des Banats, bei Mehadia, und besetzten denn auch diese Höhle, um den Türken Abbruch zu thun. Es wurden breite Bänke darinne gebaut, die den Soldaten zu Schlafstellen und Sitzen dienen sollten, man legte einen Backofen an, schaffte Fleisch, Mehl und andre Lebensmittel hinein, und sperrte überdies den Eingang mit einem starken eisernen Thore. Ein Bataillon und eine Compagnie bezogen sie unter dem Kommando eines Majors von Stein, und legten vor derselben Verschanzungen an. Man konnte von hier aus die türkischen Schiffe auf der Donau beunruhigen, konnte ihnen, da sie das nahe oestreichische Heer zu verdrängen

gen

gen suchten, durch Ausfälle Abbruch thun, und so viel dazu beitragen, daß die Türken die Destericher nicht zurückdrängen möchten. Allein man erreichte diese letzte Absicht nicht. Die Türken drangen mit solcher Macht auf die Destericher ein, daß sie sich endlich zurückziehen mußten. Die Besatzung der Höhle war nun ihrem Schicksale überlassen, und wurde von den Türken schrecklich geängstigt.

Diese erkletterten nämlich mit Steigeisen die Gebirge, und beschossen die Höhle mit allerlei Geschütz, mit Steinen und Pfeilen. Die Besatzung suchte sich freilich zu vertheidigen, hoffte immer erlöset zu werden, und bewies die äußerste Tapferkeit. Die Türken warfen faule stinkende Sachen durch die Oefnung in die Höhle, die Soldaten hatten wenig Ruhe, die eingeschlossene Luft verursachte Krankheiten, es fehlte an nöthigen Arzneien, und ein großer Theil der Besatzung starb. Dazu kam endlich Mangel an Lebensmitteln, man hatte nur noch etwas Speck und Mehl, und daraus buk man eine Art Kuchen in heißer Asche. — Die Noth stieg immer höher. Einigemale trugen zwar die Türken Pardon an, wenn die Besatzung sich gefangen geben woll-

te, diese weigerte sich aber. Noch einmal boten die Türken Pardon an, mit dem Zusatze, wenn man ihn diesmal nicht annähme, so würden sie Sturm laufen, und kein Mann der Besatzung sollte mit dem Leben davon kommen. — Der Oberste von Stein, der nun keine Möglichkeit zur Rettung mehr vor sich sah, da die übrige Armee sich hatte zurückziehen müssen — ergab sich also, aber nur unter der Bedingung, daß er mit seinen Leuten freien Abzug erhielt, und die Kranken und Verwundeten zu Wasser fortgebracht würden. Die Türken giengen das ein, und bekamen nun die Höhle, welche Stein mit den Seinigen drei Wochen lang aufs tapferste vertheidigt hatte. Die Türken hatten zwar viele Leute dadurch verloren, bewiesen aber doch den Destrreichern die größte Achtung. Der Großvezier wollte sie beschenken, die Destrreicher schlugen es aus, und nun mußten die Offiziere wenigstens Kaffee und Tabak, und die Gemeinen Zwieback annehmen. Einer der vornehmsten türkischen Offiziere begleitete sie nebst zweihundert Mann zu Pferde. Ein Gemeiner wurde unterwegs so krank, daß er kaum mehr fort konnte, sogleich stieg ein

ein Türke ab, setzte ihn auf sein eignes Pferd, und gieng zu Fufe. Der Kaiser Joseph beschenkte die Besatzung, als sie wieder in Ungern anlangte, mit 1500 Dukaten. Die Türken besetzten die Höhle gleich wieder, verließen sie aber, als die Kaiserlichen nachher wieder vorrückten, und bei dieser Gelegenheit habe ich sie denn auch besucht.

Gustav. Sie muß aber auch sehr groß seyn, da so viele hundert Mann darinne Platz hatten.

Der Offizier. Daß sie nur den großen Pfeiler in der Mitte hat und übrigens ihr Boden von Felsenstücken ganz rein ist, macht sie sehr geräumig.

Hier zog der Offizier ein Blatt Papier aus der Tasche, zeichnete uns das Innere der Höhle ab, und gleich darunter noch eine andre Höhle. Ihr findet sie beide auf dem Kupferstiche. Die Kinder bewunderten den herrlichen Pfeiler in der veteranischen Höhle, und fragten dann den Offizier, was denn die andre Zeichnung vorstellen sollte?

Der Offizier. Die Räuberhöhle, welche sich nicht weit von der veteranischen in dem Räuberberge befindet, und ihren furchtbaren

baren

baren Namen davon erhielt, weil sie wahrscheinlich zuweilen einen Schlupfwinkel für Räuber abgegeben hat. Auch schickt sie sich dazu gar vortreflich. Man bemerkt sie nicht leicht, denn der Eingang ist nicht am Fuße des Berges, sondern man muß erst ungefähr den vierten Theil des Berges mühsam hinaufklettern. Die Oefnung ist sehr klein, führt aber in ein fürchterliches Felsengewölbe, das aus lauter großen Steinmassen zusammengesetzt ist. Durch einen Spalt dringt nur ein wenig Licht hinein. Dieser ist zwar von Natur größer gewesen, aber Räuber haben ihn größtentheils zugemauert, um nicht so leicht entdeckt zu werden.

Franz. Und wo kriecht denn der Kerl hin, der mit den Beinen noch in der Räuberhöhle steckt?

Der Offizier. An der einen Seitenwand ist unten ein kleines Loch, durch welches man in eine Höhle daneben kommen kann, aber nur, wenn man sich ganz auf die Erde legt, so wie Ihr hier auf meiner Zeichnung sehet. Diese Nebenhöhle wird immer enger, und endlich so enge, daß man nicht weiter kann.

E d u.

Eduard. Gibt es denn in diesen Höhlen auch Tropfstein?

Der Offizier. Die Wände sind ganz damit überzogen.

Gustav. Wie müssen aber überhaupt die Höhlen entstanden seyn?

Ich. Das ist eine schwere Aufgabe, Gustav. Wer darauf bestimmt antworten sollte, müßte selbst dabey gewesen seyn, als unser Erdball gebildet wurde, müßte alles haben entstehen und werden sehen. Dies Glück hat aber Niemand gehabt. — Indessen läßt sich doch so viel als wahrscheinlich annehmen. So wie die Berge emporstiegen, entstanden unter denselben Zwischenräume oder Hohlungen, die wir freilich nicht überall finden, weil sie tiefer sind, als wir in die Erde hinunter kommen. Daß aber unsre Erde wirklich sehr hohl sey, und daß diese Hohlungen unter sich einen Zusammenhang haben, sehen wir unter andern daraus, weil Erdstöße und Erdbeben sich so weit erstrecken. Das große Erdbeben 1755. durch welches Lissabon so viel litt, spürte man auch in Spanien, Frankreich, Deutschland und selbst in Polen, welches doch wohl nicht geschehen seyn würde,

F f 5

wenn

wenn die Erde unter uns so fest wäre, als wir gemeiniglich denken. Also mögen vielmehr eine Menge Hohlungen unter uns seyn, besonders unter Gebirgen. Zuweilen bricht denn das unterirdische Wasser oder die unterirdische Luft, durch so eine Hohlung durch, öffnet sie, und bildet eine Höhle; oder die Steinart, woraus ein Gebirge besteht, trocknet nach und nach mehr zusammen, wird fester, und so entsteht auch ein leerer Raum; oder ein Erdbeben, ein Erdstoß bewirkt eine Erschütterung und macht hie und da Defnungen. — So können die Höhlen, die wir hie und da finden, auf mancherlei Art entstanden seyn, und wie viele grose und kleine mag es nicht geben, die nie gefunden werden möchten, schon bei der Erschaffung unsrer Erde entstanden, und zu ihrer Erhaltung, zum Ablauf des Wassers u. s. w. nöthig sind! — Denn so wenig wir oft über Naturerscheinungen sagen können, so dürfen wir doch gewis glauben, daß eine weise Allmacht ihr Urheber sey. — Dieser Gedanke muß bei Betrachtung derselben uns allemal leiten, damit wir Natur-Seltenheiten und Schönheiten nicht bloß anstaunen und bloß unsre Neugier befriedi-

friedi-

friedigen, sondern durch sie uns in dem Glauben an einen weisen Schöpfer und Erhalter des Ganzen stärken.

Nun wir haben auf dieser Reise recht viel Neues gesehen und gehört, sagte Gustav, und wenn wir nach Hause kommen, will ich Herrn Walther, Herrn Berner und dem Obersten Wallenstein recht viel erzählen.

Oberste Wallenstein, fragte der Offizier voll Verwunderung, kennen Sie den? lebt er noch? — Doch vielleicht ist es nicht der, den ich suche.

Ich erkundigte mich nach einigen Umständen, sahe daraus, daß unser Wallenstein der war, den der Offizier suchte, und sagte ihm, Wallenstein sey ein sehr guter Freund unserß Hauses.

Nun, rief dieser froh aus, so sehr ich heute früh mich über das schlechte Wetter ärgerte, so lieb ist es mir nun, daß ich mich verirrte. Ich fragte ihn ferner, woher er vermuthet habe, Wallenstein sey todt? — Und nun erfuhren wir folgenden edlen Zug von meinem würdigen Freunde.

Sehen Sie, erzählte der Offizier, ich war gleich zu Anfange des Feldzugs gegen die Franzosen Wallensteins Freund geworden. Seine Rechtschaffenheit, sein muntres Wesen, und seine Kenntnisse, erwarben ihm allenthalben Hochachtung, auch ich konnte ihm die meinige nicht versagen, und war so glücklich, daß er mich lieb gewann, und mich nicht
nur

nur seines Umgangs, sondern seiner Freundschaft würdigte. Als ich einst eben von meinem Vater Geld erwartete, blieb es ausen. Ich gerieth in Verlegenheit. Mein Freund Wallenstein fragte mir meinen Kummer ab, und ruhete nicht eher, bis ich das Geld von ihm annahm, worüber ich ihm eine Verschreibung einhändigte. Meines Vaters Umstände wurden indes immer schlechter, Wallenstein verließ die Armee und ich blieb sein Schuldner. Nach einiger Zeit erhielt ich die Nachricht, die Güter meines Vaters wären vom Feinde ganz zu Grunde gerichtet und er selbst wäre vor Gram gestorben. So scheiterten meine Hofnungen ganz. Ich meldete dies meinem Freunde, bat um Nachsicht wegen meiner Schuld, und als Antwort erhielt ich meine Schuldverschreibung zurück. Ich mußte freilich denken, daß Wallenstein damit habe sagen wollen, die Schuld ist bezahlt, allein das wollte ich nicht annehmen, also schrieb ich an ihn, und trug ihm eine neue Verschreibung an mit dem Versprechen, nach und nach zu bezahlen. Auf diesen Brief und auf mehrere habe ich nun keine Antwort erhalten, und so glaubte ich, er sey wohl gar gestorben. Da jetzt zwischen unsrer Armee und den Franzosen Waffenstillstand ist, wirkte ich mir Urlaub aus, um nach Dresden zu reisen und gewis zu erfahren, ob Wallenstein wirklich todt sey, oder nur aus Edel-muth schweige, um mich nicht an meine
Schuld

Schuld zu erinnern. Denken Sie Sich's selbst, wie sehr es mich überraschen muß, hier zu hören, daß er noch lebt. Nun habe ich also Hofnung, ihn zu treffen, und freue mich doppelt darauf, da ich zugleich meine Schuld abtragen kann, indem ein Verwandter von mir mich zum Erben eingesetzt hat. Zwar glaube ich, ich wäre Wallensteinem eben so willkommen, wenn ich ihm auch sein Geld nicht mitbrächte. Indessen wird er sich gewis wenigstens meinerwegen über jene Erbschaft freuen.

Wir alle freueten uns nicht wenig über diese Geschichte. Die Kinder riefen einmal uns andre: „Der gute Oberste,“ und der Müller meinte: „Ei! muß das ein braver Mann seyn!“ Der Abend war herangekommen, die Regenwolken hatten sich verzogen und der Müller, als ein Wetterkundiger, kündigte uns auf Morgen schönen Sonnenschein an. Wir beschloffen also, unsre Reise mit Tagesanbruch weiter fortzusetzen. Den Offizier wollte der Müller früh auf den rechten Weg bringen. Wir hatten ihm des Obersten Weinberg genau beschrieben, und er hoffte nun den Tag darauf bei seinem alten würdigen Freunde zu seyn. Unter abwechselnden Gesprächen entfloß uns vollends der Abend. Die Kinder wurden mit dem Offizier desto bekannter, seitdem sie hörten, daß er den guten Obersten so gut kenne, und so sehr liebe. Auch der Kriegsmann schloß sich desto
mehr

mehr an die Kinder an, die ihm den ganzen Abend damit unterhielten, wie gut der Oberste sey, wie gern er ihnen Freude mache, wie froh sie auf seinem Berge wären, so oft Weinlese sey, wie sie sich allemal freueten, wenn er uns besuche u. s. w. Franz war unerschöpflich in dem Lobe des Obersten und wurde daher auch bald der Liebling des Offiziers, besonders als er diesem zu verstehen gab, er habe auch Lust Soldat zu werden.

Mit Tagesanbruch war der Offizier schon auf dem Pferde, und versprach, mit Wallenstein in Dresden zu besuchen.

So schieden wir, und wir Dresdner setzten, nachdem wir ein kleines Frühstück genossen hatten, unsern Weg weiter fort.

Franz

Tral = la! la! wir
 hü = pfen in Rei = hen, heut soll uns ein Tänzchen er = freu = en. Ein Tänzchen mit Anstand und Eh =
 ren, wer wür = de denn das uns ver = weh = ren? Ein Tänzchen mit Anstand und Eh = ren, wer wür = de denn
 das uns ver = weh = ren?

*) Wenn mehrere Sänger und Sängerinnen sind, kann dieses von Einer Stimme gesungen werden, und dann fallen beim Zeichen †) Alle Stimmen ein.

Contra Alt

Handwritten musical score for voice and piano. The score is written on aged, yellowed paper and consists of six systems. Each system includes a vocal line with lyrics and a piano accompaniment line. The lyrics are written in a cursive hand and are partially legible. The first system begins with a treble clef and a key signature of one flat. The notation includes various note values, rests, and dynamic markings. The paper shows signs of age, including foxing and some staining.

Tanzliedchen.

(Die Veranlassung zu diesem Liedchen im folgenden Bändchen.)

Trallalla! wir hüpfen in Reihen,
Heut soll uns ein Tänzchen erfreuen —
Ein Tänzchen mit Anstand und Ehren,
Wer würde denn das uns verwehren?

Trallalla! die muntere Freude
Beflügelt zum Tanze uns heute,
Und morgen, Ihr Schwestern und Brüder!
Beseele der Schulweis uns wieder!

Trallalla! wer steif auf den Beinen
Sich schleppet, darf hier nicht erscheinen.
Trallalla! in unserer Mitte
Da gilt es beflügelte Schritte.

Trallalla! wir schäkern und fliegen
Und hüpfen und springen und wiegen
Und schwenken uns fröhlich, und nicken
Einander mit freundlichen Blicken.

Trallalla! das klinget so herrlich —
Doch mäßig Ihr Lieben! denn schwerlich
Läßt sich durch unmäßiges Springen
Gesundheit und Wohlseyn erringen.

Trallalla! seid munter! doch höret
Wie ernstlich das Beispiel Euch lehret.
Unmäßige Tänzer ach! schleichen
Umher, wie lebendige Leichen.

Trallalla! in fröhliche Tänze
Drängt sich auch der Freund mit der Sense,
Drum mäßig! o Mädchen und Knabe!
Sonst trägt er Euch warlich zu Grabe.

[Faint handwritten text on a white paper label]

